

Von zwei geschwistern

Otto Sachs



Don zwei Geschwistern



Otto Fuchs

Otto Sachs
Von zwei Geschwistern

Mit einem Vorwort von
F. J. David
und dem Porträt des Verfassers.



Verlegt bei Schuster & Loeffler
Berlin und Leipzig.
1898.

Alle Rechte,
insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten.

Vorwort.

Als nach dem frühen und schmerzlichen Tode Otto Sachs' seine Freunde mit dem Anliegen an mich herantraten, ich möchte zu seinem Novellenband, der nun in die Welt hinausgeht, ein Geleitwort schreiben, da empfand ich dies wohl als eine verwunderliche Ehre. Denn ich traue meinen Worten wenig fördernde Kraft zu. Nachdem mir aber versichert wurde, ich erfüllte damit einen Wunsch der Freunde und Willensvollstrecker des Toten, der mir herzlich zugezogen gewesen, so überwand ich dies Bedenken.

Mir und dem früh Gestorbenen waren wenig gemeinsame Beziehungen gewesen. Ich hatte sein erstes Bändchen Lyrik zu seiner Zeit mit Anteil zur Kenntnis genommen. Denn, bei Angelerntem, wie es bei so jungen Jahren immer mit unterläuft, fanden sich dennoch eigene Töne, und unverkennbar zeigte sich ein ernsthaftes Streben um die Kunst und eine reiche, wohlgegründete Bildung, die von den Büchern aus verlangend nach dem Leben und seinen Verheißungen ging, wie sie sich gerade ihm lockend darzubieten schienen. Denn er entstammte einem begüterten Hause und schien selbst der Berufswahl enthoben, nachdem sich der väterliche Beruf des Sachwalters von selber darbot, so wie er erst seine Studien hinter sich hätte.

Man traf sich gelegentlich. Und jede Begegnung mit ihm bedeutete mir im Grunde ein Finden. Denn es war

3486
.004
.394

(RECAP) 549551

VIII

ein schöner Ernst in dem jungen Manne, der Gutes verhieß und eine erfreuliche Bekräftigung dessen war, was ich von befreundeter und sonst kritischer Seite, so dem feinen Prager Alfred Klar, über sein Fortschreiten zu höheren Zielen und Aufgaben gehört. Er war ein rastloser Lerner, dem es, bei starkem inneren Streben nach dem Schönen, die Kunstforschung angethan. Da wußt' er viel und mit ungemeiner Klarheit, sprach beredt, mit einer angenehmen und schmiegsamen Stimme, und es war gar hübsch, wenn seine Wange dabei in feiner Röthe aufglomm. Abseits vom Lärmen des Tages stand er, gleich mir. Und es war sicherlich nur hier Scheu, dort Lässigkeit, wenn sich nicht ein Band um uns bildete, das Beiden bei vielfältigen Übereinstimmungen der Gesinnung gedeihlich geworden wäre.

Dann erschreckte uns die Nachricht von seinem traurigen Ende, nachdem ich kaum zuvor von seiner Verlobung aus kräftiger Herzensneigung und gegen manchen Einspruch vernommen hatte.

Zwei Novellen lagen fertig, vielleicht nur noch kurzer Feilstriche harrend, bei seinem Verleger. Sie sind das Vermächtnis eines Lebens und eines Mannes, der wahrhaftig keines Fürsprechers bedurft hätte, wär' ihm ein längeres Sein, eine breitere Entwicklung vergönnt gewesen. Denn sie bekunden ein entschiedenes Können und ganz besonders jenen inneren Sinn für die Form der Novelle, wie er nicht leicht erworben wird. Wohl gegliedert und entschieden schreiten sie auf starken Füßen einher; und es ist Freude in ihnen, so düster sowohl der Vorwurf der ersten: „Von zwei Geschwistern,“ als von „Ein Mord“ sei.

Verheißend genug beginnt „Von zwei Geschwistern.“
„Von zwei Geschwistern sagt die Geschichte, die ein-

ander mehr liebten, als sie durften, dennoch aber von ihrer Liebe nicht weichen, sondern lieber gegen die Welt leben und sterben wollten.“

Das ist eine Fanfare. Und die Stimmung boden-trunkener Leidenschaft ist angeschlagen und zittert, kunstvoll fugiert und verchlungen, durch die ganze Geschichte von Hippolits und Atalantas sündiger Liebe. Es ist kleinstische Kraft in ihr.

Ich habe nicht umsonst den großen Namen angerufen. Denn Kleists Einfluß ist unleugbar, besonders im Sprachlichen. Man vergleiche Wendungen wie: „Ihr Unseligen! nicht zu Rettenden, Verlorenen!“ oder: „Entseßlicher, Unbegreiflicher, rief der Bischof.“ „Unter welches Gesetz willst Du Deinen Frevel stellen, für Menschen fast undenkbar, wie er ist?“

Das Eigene aber schlägt mit Entschiedenheit vor. Vor Allem ist eine so große Farbenfreudigkeit darin: die Scene der Weinlese, wo Hippolito und Atalanta ausziehen, um den Erntesegen heimzubringen, gemahnt in ihrer Pracht an jene antiken Frieze, die wir uns neuerdings ja auch mit kräftigen Farben erhöht zu denken haben. Große Perspektiven bieten sich ihm dar und er öffnet sie dem Lesenden — so auf das wüste Wiedertäuferwesen in Münster, das in den letzten Zwölf, die dem Brande der Bischofsstadt entrannen, eingeführt wird. Besonders schön ist die Schlußwendung — der fröhliche Sinnencult der Renaissance, da wieder Alles erlaubt schien, ist zu Ende, mit dem jähen Tode der Liebenden. Der holde Spuk, der eine kurze Weile jauchzend durch die christianisierte Welt gezogen, ist vorüber — die Pforten des Hörjel-

berges fallen dröhnend hinter dem Grafen und der Gräfin von Bellagio zu.

Die Sonne des Comersees, diese goldene und grelle Sonne, liegt über der Arbeit. Energisch ist sie geführt; dramatische Scenen von Anschaulichkeit und Wirkung werden erreicht. Selbst ihre Mängel sind die der Jugend, die sich nicht leicht genug thun kann, die bei jedem Anlaß ihren ganzen Reichthum — in Häufungen der Motive — zeigen möchte, wenn das gelassenere Alter sich und seinen Vorrat von Kraft sparen lernt. Nur wer niemals diese köstlichste und fröhlichste Art der Verschwendung geübt, nur der wird sie mißbilligen. Und es ist ehrliche Trauer, daß sich die Sonne, die Sachs so geliebt, ihm so früh und für immer entzogen.

Durchaus bedeutfam ist auch: „Ein Mord“.

Ein tief innerliches Motiv, das besonders die Russen lieben. Eine Schuld, die besteht, nicht etwa für ein überzärtelt Gewissen besteht, und die dennoch von keinem Richter geahndet werden kann. Aber, fortwährend im Bewußtsein des Schuldigen, zerstört sie ihn endlich völlig, ohne daß es einer andern Ahndung bedürfte. Die Form ist hier minder straff. Das liegt zum Teil im Wesen der Ich-novelle, und anders wieder konnte die Geschichte nicht erzählt werden, nur in der Art eines unmittelbaren Bekenntnisses. Hier, bei selbstquälerischer Rückschau, sind Wiederholungen ein gestattetes Kunstmittel. Auch hier dies Streben nach Plastik. Nur die Figur des unfeligen Helden ist nicht ganz heraus. Eigentümlich und selbstquälerisch ist diese Gestalt. Dafür ist seine Mutter, ist sein Opfer, diese Isolde, der man wie zum Hohn diesen prächtigen Namen mit auf den Lebensweg gegeben, desto klarer

herausgearbeitet. Und hinter dem Ganzen wittert man, was in aller Kunst das Köstlichste ist: das persönliche Erlebnis und die Persönlichkeit des Erlebenden.

Sie sollte nicht zur Entfaltung kommen. Und man muß es nach diesen Proben desto mehr bedauern. Denn sie erwecken den Wunsch nach genauerer Kenntnis und Erkenntnis dieses Mannes. Der Nachlaß wird, wenn der Anteil des Publikums genügend groß ist, wohl noch Gelegenheit dazu geben. So schon wird man unter die Hoffnungen, die uns vorzeitig genommen wurden, Otto Sachs und seinen Namen eintragen müssen. Hier hat einmal die stille Gemeinde sich in ihren Erwartungen kaum geirrt. Hat? Sie hätte! Wie weh solch eine kleine Korrektur doch thut!

Dies Buch aber sei den Freunden, die ihn auf seinem kurzen und trotz aller scheinbaren Gunst der Umstände von mancher Kummernis, von mancher Fehde denen gegenüber, die ihn von seinem Pfade ablenken wollten, beengten Lebensweg teilnehmend geleiteten, ein Vermächtnis, weiteren Kreisen ein Gewinnst, der bräutlichen Witwe aber ein Trost aus dem Grabe heraus.

Denn ein Trost ist es, endlich von der Allgemeinheit begriffen zu sehen, woran man zuerst und aus ahnender Liebe geglaubt.

Wien, im März 1898.

J. J. David.

Meiner lieben Anna

Von zwei Geschwistern.

Von zwei Geschwistern sagt die Geschichte, die einander mehr liebten, als sie durften, dennoch aber von ihrer Liebe nicht weichen, sondern lieber gegen die Welt leben und sterben wollten.

Der Graf Antonio Romagnola, welcher die Alleinherrschaft über die Stadt Como besessen und verloren, und nur Schloß und Herrschaft in Bellagio am See behalten hatte, starb, nachdem ihm seine zweite Gemahlin, Medea, um einige Monate im Tode vorausgegangen war. Er hinterließ aus dieser zweiten Ehe nur eine fünfzehnjährige Tochter, Altalanta, und aus seiner ersten Ehe einen erwachsenen Sohn, Ippolito, der aber schon seit mehr als fünfzehn Jahren in fremdem Kriegsdienst außer Landes weilte. Er hatte die Heimat wegen Mißhelligkeiten mit seiner Stiefmutter, welche den alternden Gemahl ganz beherrschte, verlassen müssen; es gab aber auch Solche, die sagten, daß sein Haß gegen diese Frau den Grund in übergroßer Liebe gehabt habe, die ihn zwang, ihre Nähe zu meiden, wenn er nicht mit den heiligsten Pflichten in Widerspruch geraten

wollte. Wie dem nun sei, jedenfalls hatte Graf Ippolito schon vor Atalantens Geburt das Land verlassen und war dort nicht mehr gesehen worden.

Des alten Grafen Tod hinterließ die kleine Herrschaft, welche er befaß, in der bedenklichsten Lage. Fehlte es überhaupt an Nachbarn nicht, die nach deren Besitz mit Recht oder Gewalt trachteten, so war es insbesondere der Bischof von Como, ein mächtiger und machtliebender Herr, der ein begehrendes Auge auf des Grafen Nachlaß geworfen hatte.

Die junge Atalanta, allein zurückgeblieben, schien ihres Geschlechtes und besonders ihrer großen Jugend halber solchen Plänen keinen ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen zu können: und so sandte Massimo, ehemals Herr von Cadenabbia, damals schon Bürger in Mailand, der, ein Freund des alten Grafen, der Familie wohl wollte, einen eilenden Boten über die Alpen an Graf Ippolito, der zu jener Zeit — eben tagte das Tridentinische Konzil in aller Herrlichkeit — als Reiterführer des Fürstbischofs in Trient weilte, und benachrichtigte ihn von der drohenden Gefahr, Heimat und Erbe auf immer zu verlieren, wobei er noch die Pflicht des Bruders, die ganz verlassene Schwester zu schützen, besonders hervorhob.

Des fremden Dienstes überdrüssig, um seinen

Besitz besorgt, und von einem eigenartig zarten Empfinden für die Schwester getrieben, die er nie gesehen hatte, die Tochter der vielleicht einst heißgeliebten Frau, erbat und erhielt Graf Ippolito Urlaub und eilte, allein und in scharfen Tagesritten, der Heimat zu.

Am sechsten Tage, gegen Sonnenuntergang, hielt er sein Roß auf dem Bellagio gegenüber gelegenen letzten Hügel an und sah zum ersten Male nach so vielen Jahren das väterliche Schloß, das auf der höchsten Spitze des üppig grünen Vorgebirges von Bellagio im letzten Scheine erglänzte.

Der Seewind brachte, ein eifertiger Schmeichler des neuen Herrn, die tausend fremden und holden Düfte aus den Hainen herübergetragen, und die Gedanken des fremdgewordenen Kriegsmannes flossen mit ihnen in das Reich der gewesenen Jugendtage hinab. Bald aber mahnte die tiefere Dämmerung zur Eile; Ippolito bedachte, daß ihm in der gegenwärtigen Lage die Rückkehr mehr und Härteres zu bedeuten habe, als bloße Träume, und in schnellem Trabe ritt er zum Seeufer hinunter, rief den Fährmann und ließ sich und sein Roß übersetzen. —

Die ganze Bevölkerung des Städtchens war auf der Weinlese; denn man befand sich im Herbst, und jene ewig heitern Hügel strotzten von der Fülle des Weines, der Kastanien und Feigen. Un-

begrüßt führte der Graf sein Roß aufwärts bis zum Thor des Schlosses, das ebenfalls gastlich offen stand, wie im tiefsten Frieden.

„Der Bischof mag es bereuen, nicht schneller gehandelt zu haben,“ murmelte Ippolito und zog sein Pferd in den Schloßhof. Dort gab es nun freilich zwei oder drei Kriegsknechte, aber sie lagen faul auf den Steinen, hatten Krüge mit neuem Most neben sich und würfelten miteinander. Ippolito rief sie mit rauhen Worten auf, gab sich zu erkennen und, noch ohne das Vaterhaus betreten zu haben, gab er die nötigen Befehle, um jeder feindlichen Überraschung vorzubeugen, und ließ sie vor seinen Augen ausführen. Dann erst stieg er in den Saal hinauf und befahl, ihm das Fräulein zu rufen.

Atalanta, eben in kindischem Frohsinn mit Kränzerwinden für das Fest beschäftigt, eilte, klopfenden Herzens, noch einen Oleanderkranz in den Haaren, die wie blankes Kupfer glänzten, in den Saal hinauf und richtete einen schüchternen Blick ihrer grauen Kinderaugen auf den schwarzbärtigen, verstaubten und sonnverbrannten fremden Kriegsmann, den ihr nach so vielen Jahren der Seewind als einen Bruder ins Haus geweht hatte.

„Ihr seid sehr sorglos, Fräulein,“ begrüßte sie der Bruder. „Thür und Thor fand ich angel-

offen, als sei der Bischof von Como ein gern gesehener Gast hier. Wißt Ihr, daß man uns übel will im Lande?“

„Man hat mir gesagt, daß der Bischof von Como unser Feind ist. Ich weiß aber nicht, warum.“

„Ihr seid noch jung, Fräulein, und das entschuldigt Eure Nachlässigkeit.“

„Ich brauche keine Entschuldigung,“ sagte da das kleine Fräulein trozig, und den großen Bruder traf ein voller Blick. „Ihr habt mich nicht zur Verwalterin hier gesetzt — in Eurem Hause; ich hätt's auch gar nicht angenommen. Der Bischof von Como ist Euer Feind, denk' ich. Übrigens feiern wir heute die Weinlese am ganzen See. Da kann man den Leuten die Lustbarkeit nicht wehren.“

Ippolito sah die Jungfrau erstaunt an; ihm war, als hätte ihrer Mutter tiefe Stimme aus der zarten Kehle geklungen, und er erkannte das Blut in der Tochter. Dabei kam ihm das arme Kind so lachhaft und rührend zugleich vor, das da von Gott und den Menschen verlassen, mitten zwischen gierigen Feinden, in Fröhlichkeit und Unschuld die Weinlese feiert, und er sagte lächelnd: „Ihr gleicht Eurer Mutter sehr, Fräulein.“

Sie schlug scheu die Augen zu Boden und er

fuhr fort: „Mir ist ja erst heute in Euch eine Schwester geboren. Schwesterchen, Ihr habt ganz vergessen, mir den Willkommfuß zu bieten. — Nun?“

Ohne ihn anzublicken, hielt ihm Atalanta die Wange hin. Sie glühte wie ein Granatapfel, und Ippolito küßte sie leicht auf den frischen Flaum, der darauf blühte. Sogleich dann schrak sie auf und enteilte schnellfüßig. Ippolito sah sie an diesem Tage nicht mehr.

In den nächsten Wochen gab es für den Heimgekehrten viele und schwere Arbeit; es galt vorerst Schloß und Städtchen zu sichern, Banden von fremden, wildblickenden Kriegsknechten wurden in Sold genommen, tiefe Schiffe führten Geschütze und Kriegsmaterial heran. Dann ritt und fuhr der Graf, nachdem er seine Stellvertretung einem alten Kriegskameraden vertraut hatte, oft mehrere Tage weit über Land und See, bis nach Como, Lecco und Cadenabbia, auch nach Bergamo, wo die Familie alte Freunde hatte; verhandelte, knüpfte neue Beziehungen an und erneuerte alte und war so auf seine Weise mit Geschick und Fleiß un=verdroffen für die Erhaltung seines Besitzes thätig.

In dieser Zeit sah er, auch wenn er in Bellagio verweilte, die junge Schwester nur selten, und bemerkte wohl, daß da nicht nur seine fortwährende

Beschäftigung der Grund war, sondern daß ihn die Jungfrau, wo sie nur konnte, zu vermeiden suchte und nicht stand hielt, wenn er sie in ein Gespräch ziehen wollte. Aber er sah auch, daß Atalanta trotz ihrer großen Jugend die Herrschaft der Hausfrau in sicheren und verständigen Händen hielt, und es wurde ihm an vielen Zeichen deutlich, daß sie in diesen Dingen, und in denen der Wirtschaft überhaupt, ihm, dem vagabundierenden Kriegsmann, stark überlegen und auch nicht gewillt war, sich dieses Reich von ihm entreißen zu lassen. Er ließ sie gerne gewähren.

Mit solchen Geschäften ging der ganze Winter hin und es kam gegen das Frühjahr zu.

An einem schönen Tage des März, die in dieser Gegend so hold und mild sind, kehrte Graf Ippolito bester Laune von einer achttägigen Reise heim. Es war ihm gelungen, mächtige Freundschaften, um die er schon lange warb, zu gewinnen und zugleich dem böswilligen Bischof so bedenkliche Feindschaften zu erwecken, daß der gewaltsame Mann wohl auf lange hinaus durch Sorge um den eigenen Besitz gebunden gelten konnte. So schien, soweit Menschen vorblicken können, die Lage des neuen Herrn auf Bellagio sicher und zuverlässig zu werden.

Wohlgelaunt also kam Graf Ippolito heim, und als ihm gesagt wurde, daß Madonna Atalanta

im Garten spazierte, suchte er sie dort, um ihr an seiner Freude Theil zu gönnen.

Er fand die Jungfrau, wie sie frühe, violette Hyazinthenrauben, weißgelbe, nickende Narzissen und feurgelben Crocus, diese ersten Kinder des Frühlings, in die Schürze sammelte, um ihr Zimmer damit zu schmücken — denn sie liebte die Blumen sehr —; und er freute sich lächelnd an den schlanken Biegungen der zarten Gestalt, wie sie bald hier, bald dort sich bückte und mit unendlicher Sorgfalt für die jungen Pflänzchen die schwanken Stengel abbrach.

Dann rief er sie. Als sie ihn aber erblickte, schrak sie zusammen, daß ihr die meisten Blumen aus der aufgebundenen Schürze entfielen, und wollte an ihm vorbeischiehen. Jedoch Ippolito sprang ihr behend in den Weg, faßte sie an den Händen und fragte die vergebens Ringende lachend: „Nun hab' ich Dich einmal, Du scheues Reh; nun mußt Du mir Rede stehen, Schwesterlein. Warum fliehst Du mich? Warum vermeidest Du mich?“

„Ich thu's ja nicht,“ sagte sie trozig.

„Nicht lügen, Schwesterlein! Du thust's. Nun? Warum?“

Sie biß die kleinen Zähne zusammen, daß er das Knirschen hören konnte. „Weil Ihr mein Feind seid,“ brachte sie leise hervor. „Jetzt wißt Ihr's. Laßt mich los.“

„Dein Feind?“ fragte er erstaunt. „Wer hat Dir denn das gesagt?“

„Die Mutter.“ Sie erstickte tapfer ein kleines Schluchzen, das in ihrer Kehle heraufkam.

Die Mutter! Der junge Mann wurde ernst. Man hatte es also für möglich gehalten, daß er jenen Haß — ob er nun bestand oder nicht — auf dies hilflose Wesen übertragen werde! Er lachte hell auf:

„Sie hat mich doch nie gekannt,“ sagte er. „Deine Mutter. Ich — Dein Feind! Aber Kind, siehst du denn nicht, daß wir beide niemand, gar niemand mehr auf der Welt haben, als uns selbst — Du mich und ich Dich!? Glaubst Du denn wirklich, daß ich Böses gegen Dich sinne, gegen Dich, Du unschuldiges Lamm?“

„Das nicht,“ flüsterte sie. „Aber nicht leiden mögen. Ich wollte Euch mit meinem Anblicke verschonen.“

Er nahm sie in den Arm, sie ließ es ruhig geschehen. „Schwesterchen,“ sagte er, „Du mußt Deinem großen Bruder ein wenig gut sein. Ja? Er hat Dich lieb und wird Dich nie verlassen, das schwör' ich bei unserem Vater. Wir müssen im Leben zusammenstehen, wir zwei, als rechte Geschwister. Willst Du?“

Atalanta schlug tapfer in seine Hand ein. „So

ist's recht," rief er und küßte ihre weiße, schmale Stirn. „Wir bleiben beisammen, bis — bis Du mich verläßt!"

„Das thue ich nie," sagte das Kind entschlossen.

„Oh!"

„Nein. Ich weiß schon, was Du meinst. Aber ich will nicht heiraten. Nein! Du mußt mir glauben," rief sie erzürnt, als er lächelte. Und dann schmeichelnd: „Ich will meinen großen Bruder behalten. Er ist ja so spät gekommen und ich war so lange allein!"

So hielten die Geschwister einander fest, und um sie waren auf dem braunen Boden die verstreuten Frühlingsblüten gebreitet, wie man festlich willkommenen Gästen den Eingangsweg zu zieren pflegt.

Von dieser Stunde an blühte die wechselseitige Zärtlichkeit der Geschwister mit dem stürmisch voranschreitenden Frühling täglich heißer und lieblicher auf. Ippolito fand ein lebenslang entbehrtes Glück darin, die kleine Schwester zu hätscheln, mit ihr zu spielen, ihrer drollig ernstesten Aufmerksamkeit alle Sorgen und Pläne jeden Tag zu vertrauen. Atalanta gab sich der brüderlichen Liebe mit unbefangener Freude hin und erwiderte sie mit un-

schuldig stürmischen Liebfosungen. Lange Stunden verbrachten die Geschwister in dem weitgedehnten Park des Schlosses, der sich über das ganze Vorgebirge bis an die nördlichen, steilen Abhänge zum See hinzog.

Nach wildem Ball- und Fangspiele voll Scherz und hellem Gelächter ruhten sie, indem sie, eng aneinandergeschmiegt, auf den See hinabblickten. Und die Wellen, eingerahmt zwischen die schwarzen Cypressen und grünen Föhren des Steilufers, schimmerten, erst smaragden und dann, in immer größere Weiten hinaus, veilschenblau und hyazinthenfarben, und zuletzt im zartesten Silberblau, wie ein Spiegel der ewigen Glückseligkeit.

Wenn dann Atalanta, vom Spiel im Garten ermüdet, und von dem süßeintönig herausdringenden Wellengesang eingelullt, gleich einem schläfrigen Kinde zu blinzeln anfang, nahm sie der große Bruder auf den Schoß, wo sie, die Arme um seinen Nacken geschlagen, einschlief. Und er konnte stundenlang auf das süße schlafende Kindergesicht hinabblicken, mit dessen Rundungen sich schon die herben, stolzen Züge des mütterlichen Herrengeschlechts ganz seltsam und anmutig vertragen, das kupferglänzende üppige Haar leise, leise streicheln und auf die regelmäßigen, hold verathmenden Hebungen des jugendlichen Busens achten. Das Mädchen hin-

wider, auf seinem Schoß erwacht, verstattete ihrer wilden kindlichen Zärtlichkeit freien Lauf, fuhr mit beiden Händchen dem Bruder in die kurzen Ringeln seiner schwarzen Haare und zauste ihn, bis er schrie, und drückte dann, wie in jäher Reue darüber, das Haupt des Bruders mit beiden Armen, so fest sie konnte, an ihre junge Brust: so fest, wie sie ihn lieb hatte, sagte sie.

Daß dieses Spiel Gefahren barg, ahnte Ippolito wohl seit einem Abende, an dem er, trotz Atalantens Angstruf, in das Gemach der Jungfrau drang, um ihr irgend einen neu erdachten harmlosen Scherz zu weisen; denn er schien unerschöpflich, wenn es galt, die Schwester lachen zu machen. Aber die Jungfrau war eben im Entkleiden begriffen; und obgleich nichts mehr von ihrem Leib den Augen frei stand, als die zarten Arme, der blanke Nacken und die elfenbeingerundeten Schultern, schien es doch, als ob in diesem Augenblick beiden Geschwistern ein jäher Schlag durch alle Nerven dröhne: Ippolito blieb hochklopfenden Herzens stehn und brachte kein Wort aus der zusammengeschnürten Kehle; Atalanta aber, während eine lichte Blut sich ihr bis über den Nacken hinabgoß, warf sich abgewendet auf ihr Lager und brach in wildes Schluchzen aus.

Ippolito eilte zu ihr, sie zu trösten, zu fragen,

aber sie winkte ihm nur: hinaus! — und ein tiefes Empfinden in ihm gebot ihm, ihr Folge zu leisten und auch späterhin sie nicht mehr um die Ursache ihrer Thränen zu fragen.

Der junge Mann empfand gar wohl die Warnung vor unerhörten Gefahren, welche damals sein bewußtes und Atalantens jungfräulich unbewußtes Gefühl ihnen in einem und demselben Augenblick erteilt hatten. Aber er achtete ihrer nicht sehr, denn er, der nie eine Schwester besessen und nie mit andern als rohen Kriegersleuten gelebt hatte, kannte die Art und Grenze der Geschwisterzärtlichkeit nicht; verbannte den Gedanken an ein sündiges Begehren, so oft er auftauchte, mit hellem Abscheu als unmöglich und schrieb der Bruderliebe zu, was schon längst einen anderen Ursprung hatte. Und er vergaß dabei das Wichtigste: daß zwischen ihm und Atalanten nicht das Band langjähriger Gemeinschaft und häuslicher Gewöhnung von Kindheit her bestand, wie sonst zwischen Geschwistern, und daß der gemeinsame Tropfen Vaterblut in ihnen Beiden so plötzliche und heiße Liebe ganz zu erklären kaum hinreichend war.

An einem warmen, dunklen Maiabend, geballte Wetterwolken an den fernen Bergen drückten die Luft mit schwerer Last, ergözte sich das Geschwister-

paar in den Laubgängen des Parkes an jenem Spiel, das die deutschen Kinder die blinde Kuh nennen. Atalanta, mit einer Binde um die Augen, suchte den Bruder zu haschen, der ihr stets lachend entwich und sie mit lustigem Zuruf aus der Ferne neckte, wenn sie ihn ganz nahe zu haben glaubte. Sie lief mit kleinen, raschen, vorsichtigen Schritttchen dem Schalle nach und umging manchen greisen Baum, der dann über das kurze helle Mädchenlachen, das über den Irrtum laut ward, bedächtig leise das Blattwerk schüttelte. Endlich, als das Kind ungeduldig zu klagen begann, trat ihr Ippolito in den Weg, und sie lief ihm unversehens geradenwegs in die ausgebreiteten Arme, die er um die schlankte Gestalt fest schloß.

Festig atmend blieb sie ganz still an ihm lehnen und drückte das Köpfchen, dem die Binde noch immer die Augen umschloß, an seine Brust. So blieben sie eng aneinandergeschmiegt stehn.

„Bist Du's wirklich?“, flüsterte Atalanta, „oder ist's wieder ein Baum?“ Ippolito schwieg und rührte sich nicht. Wie um sich zu überzeugen, schlang sie die Arme scherzend um seinen Hals, zog seinen Kopf zu sich hernieder und legte ihre Wange, die noch vom Laufen glühte, an die seine, die in noch helleren Flammen stand, und drückte sich daran fest . . .

Da überkam es den Mann wie ein Taumel; und er begann sie zu küssen, wild und verzehrend, auf den Mund, geschwellt wie ein überreif aufgesprungener Granatapfel, auf die Wangen, auf die rosigten Ohren und endlich, den Kopf beim Kinn zurückbiegend, auf die zarte, weiße Kehle, in der er beim Küssen den Atem heftig kommen und gehen fühlte. Sie hielt erst stille, dann kam sie in's Zittern, ihre Lippen erwiderten den Druck der seinen, und nun flatterten ihre Küsse, in wirrem Suchen, wie leichte Schmetterlinge, bald ins Leere, bald hier und dort berührend, hinaus . . .

Plötzlich schüttelte den Bruder ein Schauer durch alle Glieder; er stieß die Jungfrau von sich und rief: „Hinweg!“

Ganz verstört wankte sie und wäre, durch die Binde geblendet, fast gefallen. Sie griff einen Baumast, sich zu halten, und riß die Binde von den Augen.

Der Bruder stand vor ihr, mit schlaff herabhängenden Armen und zitternden Knien; um seinen Mund ging ein Zucken und die Augen stierten stumpf vor sich hin.

„Was hast Du?“, rief das Kind entsetzt. „Hab' ich Dir weh gethan? Was ist Dir? Hast Du ein Gespenst gesehen? Sag doch!“ schrie sie in leidenschaftlicher Angst auf.

„Sawohl habe ich ein Gespenst gesehen“, erwiderte der Bruder mit zitternder, klangloser Stimme.

„Nein, nein!“, rief das erschrockene Mädchen.

„Sag mir, was Du hast!“

„Es ist nichts,“ sagte Ippolito. „Nichts. Ein plötzlicher Schauer, vom Abendwind. Er geht kühl. Komm' ins Haus.“

„Du willst mirs nicht sagen,“ schrie Atalanta leidenschaftlich. „O Du! Du hast mich nicht mehr lieb! Geh fort!“

Da stöhnte der Bruder aus tiefstem Leiden.

„Ippolito, nein! Ich weiß es ja,“ sagte sie leise, mit bebender Stimme.

„Was weißt Du?“ rief er aufschreckend.

„Ich weiß, warum Du erschrocken bist.“

„Nichts weißt Du, Du kannst nichts wissen. Sag' es, wenn Du's weißt!“

„Oh, ich kann nicht,“ flüsterte sie, und auf ihre eben erbleichten Wangen trat die helle Röte.

„Atalanta!“, rief er und faßte ihre Hand. Sie entzog sie ihm nicht und abgewandten Blickes sagte sie leise: „Wie wir uns geküßt haben — eben jetzt — so küssen sich nicht Geschwister . . .“

„Schweig, schweig!“, schrie Ippolito aus seinen tiefen Qualen auf. „Wer hat Dir das gesagt?“

„Niemand!“, antwortete sie und fing leise zu

weinen an. „Niemand. Ich wußte es von selbst.“

Ohne umzublicken, und immerfort in leisem Weinen, ging Atalanta hinauf ins Schloß.

Ippolito aber brach, wie ein gefällter Stier, aufstöhnend in die Kniee, drückte sein Gesicht an die Rinde des Baumes, an dem sich Atalanta gehalten hatte, und schluchzte, daß sein kräftiger Leib davon wie in Krämpfen sich schüttelte. Die Wetterwolken senkten sich tiefer herein, ein heftiger Sturmwind ritt brausend dem Gewitter voraus und peitschte die Wipfel der Bäume, schwere Tropfen sanken, feierlich und zögernd, durch das dichte Laubgewirr zur Erde. Ippolito lag noch immer und krümmte sich in seinen Qualen.

Oben in der Kammer schüttelte ein krampfhaftes Weinen Atalantens schlanken Leib. Sie verstand nicht recht, weshalb ihr so Leid geschehe, noch auch, was sie selbst, aus der Tiefe ihres unbewußten Geschlechtsempfindens, dem Bruder erklärend gesagt hatte; aber sie konnte und konnte ihr Weinen nicht stillen . . .

Auch diesen Beiden war das Paradies verloren.

So küßt die Geschwisterliebe nicht! So küssen einander die Begierde und die Sehnsucht! Gegen die bleierne Wucht dieser Erkenntnis half nun kein
S a h s, Von zwei Geschwistern.

Bäumen mehr. Ippolito mußte unter ihrer Last weiter durchs Leben keuchen, und nur Eins galt es: nicht sich selbst ganz zu verderben, und besonders: die Unschuld der jungen Schwester nicht mit hinabzureißen in den jäh eröffneten Abgrund.

Ippolito beschloß, Atalanten zu meiden, wo es anging, im gegenseitigen Verkehre mit Sorgfalt alles zu entfernen, was dem Frevel einen Eingang öffnen konnte, und, nach vollständiger Ordnung aller äußeren Verhältnisse, die Schwester unter der Hut eines bewährten Mannes, wenn es sein konnte, eines würdigen Gatten zurückzulassen, selbst aber zum zweiten Male und auf immer das Land zu verlassen. Atalanta war jung, sie konnte vergessen. Er mußte schweigend dulden — um ihretwillen.

Er hielt an seinem Entschluß, als ein Mann. Atalanta machte es ihm so leicht sie konnte: er hatte niemals nötig, sie oder sich zu entfernen; nur das Nötwendigste wurde zwischen ihnen gesprochen, selten sahen sie einander ohne Zeugen. Ippolito ritt wieder häufiger über Land, war tagelang auf der Jagd, beim Fischen draußen, ja er suchte, um sich abzulenken, selbst ein bauerliches Liebesabenteuer auf und kehrte immer wieder ermüdet, verdrossen, elend heim, wie er gegangen war. Atalanta leitete in ihrer ruhigen, geschickten

Art die Wirtschaft weiter, wie früher; aber der Frohsinn, dessen lärmende Kunde Haus und Park erfüllt hatte, war gestorben. Schwüle Stille lag über dem Schloß von Bellagio, wo der Unfriede eingezogen war.

So kam die Höhe des Sommers heran, und die starke Hitze machte Jagd und Reise zur Qual. Ippolito blieb daheim und verbrachte ganz müßige, schlaffe Tage in den Sälen des Schlosses, voll trüben Sinnes und düsteren Erinnerns. So betrat er auch an einem späten Nachmittag das Gemach, welches die Mutter Atalantens bis zu ihrem Tode bewohnt, und das er aus irgend welcher geheimen Scheu bis dahin nicht besucht hatte.

Raum eingetreten, bemerkte er in der tief eingesechnittenen Fensternische ein weibliches Wesen kauern — es war Atalanta. Sie lag mit dem glänzenden Haupte und beiden Armen auf einer hohen, schön eingelegten Holztruhe hingestreckt, um sie waren auf dem Boden Schmuckgegenstände Bücher, Fächer und andere kleine Frauenschätze verstreut, sie aber, wie er an den heftigen Bewegungen ihrer Schultern sah, weinte, still und herzlich. Er wollte sich leise entfernen, da er vermeinte, daß ihre Trauer der Mutter gelte; aber sie rief ihn: „Ippolito!“ Er trat näher. Sie, hob das Gesicht, ganz von Thränen überströmt,

zu ihm empor und reichte ihm ein beschriebenes Blatt. „Sieh!“, sagte sie. „Es ist von Dir.“

Spolito starrte das Blatt an, kaum seiner mehr mächtig. Es war eine Kanzone, die er am Abend vor seiner Abreise dereinst an Atalantens Mutter gesandt hatte. So hatte sie dies Zeichen aufbewahrt! Und mußte nun die Tochter, diese Tochter, es finden! Welcher boshafte Teufel hatte dies so gefügt, daß nun die Tochter, welche auch seine Schwester war, und die er sündig liebte, dieses Denkmal der ersten sündigen Liebe wieder in Händen hielt! Gebiert wirklich die bloße Gedankenschuld schon neuen Frevel? — Er riß ihr das Blatt aus den Händen und mit ausbrechender Behmut laß er halblaut:

„Ich duld' es ja, ich klage keinen an.
Ich muß mich ja dem harten Zwange beugen . . .
Ich muß es aber nur, weil ich es kann.

So will ich dulden in ergebnem Schweigen;
In heiterm Schweigen, denn ich bin ein Mann,
Und meinen Frohmut soll kein Weib mir beugen.

Nur Eins verbitt' ich: spricht mir nicht von Pflicht!
Laßt mich das graue, kahle Wort nicht hören,
Verderbt die Freude mir am Leiden nicht!
Denn wahrlich, nie soll dieses Wort mir stören

Den Sehnsuchtsstrom, der aus dem Herzen bricht,
Den süßen Wunsch: Du möchtest mir gehören!
Den süßen Wunsch nach einer einzigen Stunde,

Die mir ersetzt Entbehrung eines Lebens;
Voll sünd'gen Nehmens und voll sünd'gen Gebens
Von Leib zu Leibe und von Mund zu Munde!"

Anpassend und hart, wie stählerne Reifen, legten sich die Worte aus alter Zeit über das neue Leid, das jetzt seine Seele trug, und pressten ihm heiße Thränen aus. Er schlug die Hand vor die Augen und wollte gehn.

„Du hast meine Mutter geliebt?“, fragte Atlantens zitternde Stimme.

Ippolito vermochte nur bejahend den Kopf zu senken. Lange herrschte Schweigen . . . Dann sagte Atalanta: „Laß mir das Blatt, Ippolito.“

„Verbrenn' es,“ sagte er heiser. „Verbrenn' es, damit das Unheil nicht daraus hervorkriecht, wie ein häßliches Tier aus dem Moder. Halt! Nein! Laß es mich nur noch einmal sehn.“ Er nahm das Blatt wieder und versank lesend in tiefe Gedanken; Atalanta stand vor ihm und betrachtete, verloren, in dumpfer Gedankenlosigkeit, die Rückseite des zerknitterten und vergilbten Papiereß. Plötzlich rief sie: „Ippolito! Sieh! Da steht noch etwas geschrieben!“

Ippolito drehte das Blatt um, laß, laß nochmals und stieß einen dumpfen Schrei aus.

Auf die Rückseite seines Liebesbekenntnisses hatte Atalantens Mutter geschrieben:

Mein armer Freund! In dritter Liebe Banden,
Geschüttelt zwischen Frevel, zwischen Reue,
Mir rein zu wahren hab' ich nichts verstanden,
Nicht Mutterliebe und nicht Gattentreue.

Hätt' ich vor beiden Andern Dich gefunden,
So konnt' uns leicht ein zart Gefühl verbinden;
Mir spart's die Reue, Dir geheime Wunden,
Und rein und treu erhielt ich mein Empfinden.

Nun muß ich hängen, da mit leichten Flügeln
Ein neues Leben noch, ein unentweih'tes,
Schon wartend schwebt ob jenen lichten Hügeln,
Daß es, ein Fremdling, nicht . . .

Hier schloß das Gedicht. Ippolito streckte das Blatt wie eine Fahne hoch empor und rief:

„Atalanta!“

Sie sah ihn an.

„Atalanta, hast Du's verstanden?!“

„Arme Mutter, arme!“, flüsterte sie.

„Gepriesen sei die Tote, die uns aus dem Jenseits die Befreiung sendet!“, rief Ippolito.

„Verstehst Du mich, Atalanta?“

Sie verstand noch immer nicht. Ihre Lippen

behten, sie hob einen angstvollen Blick zu ihm empor. „Du meinst . . .?“ flüsterte sie, fast unhörbar.

„Kleine Schwester!“ jubelte er auf. „Nein! Nicht Schwester, nicht Schwester! Meine Geliebte, mein Weib!“

„Ippolito!“, schrie die Jungfrau erschreckt.

„Oh! Du verstehst mich,“ rief Ippolito. Er breitete die Arme aus und sie fiel an seine Brust. Er bedeckte sie mit Küssen, sie widerstrebte nicht. Er zog sie zu sich nieder und flüsterte tausend süße Worte, Jubelgesänge in ihr Ohr. Plötzlich riß sie sich los.

„Meine Mutter!“, schrie sie entsetzt. „Oh! Ist es denn möglich? Mutter, Mutter . . .“ rief sie schluchzend immer wieder.

Aber Ippolito zog sie wieder in seine Arme. „Du hast das Leben gewonnen und den Tod verloren. Was trauerst Du? Komm leben, leben! Du mir, ich Dir!“

In wilder Trunkenheit verschwammen ihnen die Sinne. Halb bewußtlos lag die Jungfrau in den Armen des Mannes, nicht mehr die Schwester sondern nur die Jungfrau widerstand noch und unterlag, wie sie selbst wünschte. Das Gemach der Mutter sah die Brautnacht der Tochter.

So schuf den Unseligen der verblendende

Liebesrausch Vermutung zur Gewißheit, Anschein zur Wahrheit.

Es war unter den Liebenden beschlossen, die Verbindung vorerst geheim zu halten, bis es dem Grafen gelungen sein würde, von der römischen Kurie durch Vorlage der bereits in seinen Händen befindlichen und weiterer noch zu beschaffender Beweismittel für Atalantens Abstammung aus ehebrecherischer Verbindung und somit für den Nichtbestand geschwisterlichen Bandes die Bewilligung zur Eheschließung nach göttlichem und Menschenrecht zu erhalten. Aber ganz und gar hingegeben an die Wonne des gegenseitigen Besizes, ließen die Trunkenen den verständig gefaßten Vorsatz, einmal gefaßt, weiter ganz außer Acht. Ippolito versäumte es, auf alle Weise durch Nachspürung, Verhör ehemaliger Schloßdienerschaft und jegliche Mittel, wie er geplant hatte, für die Schuld von Atalantens Mutter, für deren Zeitpunkt und Zusammenhang mit der Geburt des Mädchens Beweise zu sammeln; er unterließ, vorläufig unter dem Reichthiegel und verdeckten Namens, wie er wohl gefahrlos gekonnt hätte, sich an die Kurie um Einleitung des Dispensationsprozesses zu wenden, und trotzdem wurde von den Liebenden bald jede Vorsicht und jedes Maß verachtet, obwohl Ippolito

mindestens wissen mußte, daß es ihnen, einmal verraten, keineswegs gelingen könnte, sogleich die Schuldblosigkeit ihrer Liebe aller Welt darzuthun, mochten sie auch beide noch so fest davon überzeugt sein.

Fand Ippolito in der Liebe Atalantens täglich neue Seligkeiten, so blühte besonders Atalanta, die bis dahin ohne eigenen Willen nur dem Ungestüm des Mannes nachgegeben hatte, unter seinen Küssen zu immer heißerer und reiferer Leidenschaft empor. Dabei verlor sich die kindliche Rundung ihres Angesichts, und mit jedem Tage deutlicher sah Ippolito aus ihren Zügen das Gesicht der Mutter hervortreten.

So wurde es von der Dienerschaft, die Verbotenes bei der Herrschaft zu erspähen ja stets bereit ist, bald bemerkt, daß jede Nacht Ein Schlafgemach Bruder und Schwester berge, daß die ungestüme Zärtlichkeit der Geschwister auch bei Tage die Verborgenheit und Einsamkeit suchte, und nicht einmal so viel Vorsicht hielten die Verblendeten mehr für nötig, daß gar oft Diener und Kammerfrau Zeugen von heißeren Zärtlichkeitsbeweisen, sehnüchtigeren Küssen und Umschlingungen wurden, als sich mit bloßer Geschwisterliebe vertrug.

Ein Gerücht entsprang in den Dienerräumen und Höfen des Schlosses, es durchlief Küche und

Stall und die Kaserne der Söldner und drang in das Städtchen und die Dörfer und Schlösser der Umgegend hinaus. Es murmelte, erst leise und dann immer lauter: daß auf Schloß Bellagio unerhörter, gotteslästerlicher Frevel, Blutschande und Geschwisterei eine Stätte habe. Schon raunte hier und dort die abergläubische Angst von göttlichen Strafen, die der Zorn des beleidigten Gesetzes über das ganze Land, wo das Unerhörte sich ereignet, ergießen müsse; und ein Gewitter, so heftig, wie man es in diesen Gegenden seit Menschengedenken nicht erlebt hatte, und das nach wochenlanger, verzehrender Dürre die lechzenden Felder und Gärten eher ganz zu vernichten, als zu laben drohte, sammelte alles verstreute Geflüster zu einem lauten Angst- und Zornschrei. Dies kam nämlich folgendermaßen:

Schon längst war die Zeit vorüber, da Ippolito mit Umsicht die äußeren, Atalanta mit Fleiß und Geschick die inneren Angelegenheiten auf dem Schlosse leitete. Seit Wochen gingen die Dinge dort, wie sie mochten; kein Befehl wurde erteilt oder befolgt, und die Diener, sonst gewohnt in der kleinsten Sache den Willen der Herrschaft einzuholen und darnach zu handeln, wußten jetzt wohl, daß jede Anfrage als unwillkommene Störung angesehen und barsch und flüchtig beantwortet wurde,

und thaten denn auf eigne Faust jeder, was ihm gefiel, sicher, keine Rede stehn zu müssen. So kam es, daß der Verwalter, der über die Landwirtschaft gesetzt war, auch an dem Tage keine Befehle des Herrn einholte, als schon eisengrauschwarze, lehm-gelb gesäumte, wüßt übereinander getürmte Wolkenballen die Ankunft eines ungewöhnlich heftigen Sturmes deutlich anzeigten. So gräßlich zog das Unwetter über die Schwüle des Augustnachmittages auf, daß die Weiber mit Angstgetreiß in die Kapellen und vor den Bildern der Heiligen auf die Kniee stürzten, als wäre der Tag aller Vergeltung erschienen. Auf die bebenden Lippen der Betenden trat da der Name der gräßlichen Geschwister oft genug, mit Bewünschungen gesellt, und selbst feste Männer ballten, Flüche murmelnd, die Faust gegen das Schloß.

Weder der Graf, noch die Contessa aber waren zu sehen, sondern hielten sich in den tiefsten Gemächern zurückgezogen.

Das Gewitter war kaum losgebrochen, als schon einer der ersten Blitzstrahlen, der aus den Wolken feuerblau niederschloß, eines der Hofgebäude, die zum Schlosse gehörten, traf; und dieses stand sofort in hellen Flammen, denn, obzwar mit Hohlziegeln gedeckt, war es doch in der oberen Hälfte mit ungeheuern Mengen staubtrockenen

Heus gefüllt, und das Holzwerk der Sparren und Tragbäume, durch die lange Dürre vertrocknet, brannte wie Zunder.

Der Verwalter, ein redlicher und mutiger Mann, eilte trotz Hagelsturm und Wolkenbruch hinaus und rief, was Arme hatte, zur Eindämmung und Beschränkung des Brandes auf den einmal ergriffenen Bau auf; auch mahnte das klägliche Brüllen der im untern, als Stall verwendeten Teile des Schuppens eingeschlossenen Rinder, diese zu retten; und so erteilte denn der Mann in seiner Aufregung und Hast nach rechts und links Befehl auf Befehl; — aber keiner wurde befolgt. Mit hängenden Armen, schlotternden Knien, läsebleichen Gesichtern standen die Männer herum und rührten sich nicht.

„Das ist die Strafe Gottes.“

„Er will das Sündennest ausbrennen.“

„Wir werden uns hüten, ihm in den Arm zu fallen.“

„Nach Recht und Gerechtigkeit brennt das Schloß mit nieder. Fort! fort!“

Kein Bitten, Beschwören, Drohen half. Auch nicht Einer unter den Knechten wollte das Gottesgericht aufhalten.

Da faßte der Verwalter, dem die Erhaltung und Rettung der anvertrauten Wirtschaft doch am

Herzen lag, rasch seinen Entschluß. Er eilte ins Schloß, stürmte die Treppen hinauf, von Saal zu Saal, die alle leer seine eiligen Schritte widerhallten, bis in die innersten Gemächer. Die letzte Thür aufreißend blieb er wie angewurzelt stehen.

In dem halbdunkeln Raume — die Fensterläden waren geschlossen, und nur zwei starke Wachskerzen brannten mit gelbweißem Lichte in goldenen Leuchtern und erfüllten den Raum mit ihrem dumpfen, weihrauchartigen Dufte — saß auf einem Taburett Ippolito und hielt Atalanten auf seinem Schoße. Das Mädchen war im weißen Nachtkleide, ihre aufgelösten, kupferschimmernden Haare, in denen das Kerzenlicht mit rotvioletten Reflexen spielte, hatten sich um ihr und Ippolitos Haupt gegossen. Das weiße Gewand, lose und faltig, war ihr von der linken Schulter geglitten — oder hinabgezogen worden? — und entblößte Arm, Schulter und Brust; er aber hielt sie mit der Linken fest an sich gepreßt und mit der Rechten drückte er die entblößte linke Brust des Mädchens, die zarte, schneeige, rosigbekrönte, an seine Lippen empor und bedeckte sie mit langen, lechzenden Küssen.

Das Mädchen lag mit zurückgebogenem Kopfe ganz still in seinem Arm und blickte mit halbgeschlossenen Augen, wie in irren Träumen, zu ihm hinauf.

Der Verwalter rief die Lustverlorenen an.

Mit Schreckensruf erhob sich das Mädchen. Mit zorniger Frage der Graf. Als ob er nichts gesehen hätte, meldete der Mann kurz, was sich begeben, und ersuchte um Befehl. Der Graf erwiderte, indem er, nicht ohne Verlegenheit, die Blicke nach Mantel und Schwert umherschickte, er komme selbst. Das werde wohl nicht zuträglich sein, erwiderte der Verwalter. „Und warum das?“, rief der Graf und blickte ihn mit einem Herrenblick an, daß er bleich wurde und schweigend ging. Gleich auf dem Fuße folgte ihm der Graf und stand, eh' sie es ahnten, inmitten der Knechte. Wohl trieb er sie mit blankem Degen und unter den Speißen der Söldner, die er hatte antreten lassen, zur Rettungsarbeit und erreichte es auch, bis zum Morgengrauen gegen das Feuer wie unzweifelst kämpfend, daß der Brand sich auf das ursprünglich ergriffene Gebäude beschränkte und mit Hilfe des bei abnehmendem Sturm stark strömenden Regens gestillt ward; aber er mußte, wie er bald hier bald dort die Reihen der Arbeiter rasch durcheilte, manches Wort vernehmen, das ihm sagte, was das Volk dachte, ahnte oder wußte. Und es war in dieser Nacht schlimmeres Unheil als bloß durch das Feuer geschehen; denn, im ersten Entsetzen über den ungeheuren Frevel, er-

zählte der Verwalter, was er im Schlosse gesehen hatte, Anderen. Das Wort des als ehrenfest bekannten Mannes flog mit schnelleren Flügeln durchs Land, als das namen- und vaterlose Gerücht; es machte schauernde Vermutung zur gräßlichen Gewißheit, ging von Mund zu Mund, über Straße und Steg, und suchte seinen Weg bis nach Como, wo es im Bischofspalast eine gastfreie Stätte fand.

Einige Wochen nach jenem Gewitterabende, zur stillen Stunde nach der Mittagsmahlzeit, als banges Schweigen über den sonnigen Hügeln gebreitet lag, saßen Ippolito und Atalanta im Schatten des Parkes, und die linde Kühle, die vom Wasser des Sees zugleich mit dem in der Stille fast ersterbenden Wellensang zu ihnen heraufstieg, löste ihre Gemüther zu vertrautem Gespräch. Atalanta gestand dem Freund, daß eine unerklärliche Unruhe sie seit jenem Abend, der sie durch den Verwalter überraschen ließ, rastlos umhertreibe und nicht mehr zum ungestörten Genuß ihrer Liebestage kommen lasse. Ippolito wiederum zeigte ihr beruhigend und mit scherzenden Worten, daß von keiner Seite Ungelegenheiten zu befürchten seien, und versicherte, daß er im Begriffe sei, das Schreiben aufzusetzen, welches die Verhandlung ihrer Sache bei der heiligen Kurie einleiten sollte: als ein

Diener vom Schlosse herabkam und die Ankunft des Dominikanerpaters Sylvio meldete, der den Grafen zu sehen wünschte. Während Atalanta, von einem eigenen unangenehmen Empfinden gestreift, aufstand und Ippolito mit ungewissen Blicken ansah, erhob sich dieser rasch und: „das trifft sich schön“, rief er aus, „dieser Besuch erspart mir weitläufiges Schreiben; viel besser teilen sich diese Dinge dem wohlbekannten alten Freunde unter dem Beichtsiegel mit, der sie dann, wie er will, nach Rom berichten mag, ohne uns zu nennen.“ Er eilte hinauf und Atalanta blieb, nur wenig beruhigt, zurück.

Pater Sylvio, ein Dominikaner aus Como, wegen seiner hohen Frömmigkeit, seines tadellosen Lebenswandels und seiner reichen Erfahrung in in allen menschlichen Dingen im ganzen Lande fast wie ein Heiliger verehrt und insbesondere als ehemaliger Beichtiger in der gräflichen Familie geliebt und angesehen, empfing den ihm entgegen-eilenden Ippolito mit ernster Miene.

Ohne darauf zu achten, rief der junge Graf lebhaft: „Einem unselig wilden Jüngling habt Ihr zuletzt die Beichte gehört, ehrwürdiger Vater, ehe er in die Welt hinausströmte; wollt Ihr heute Euer heiliges Amt an dem glücklich und beruhigt Heimgekehrten üben?“

„Es scheint fast, als ob vieles Euer Gemüt belaste, Herr Graf“, erwiderte der Mönch mit seltsamer Betonung, „da Ihr statt des Freundes in in mir nur gleich den Reichthiger begrüßt.“

„Dem ist nicht so, ehrwürdiger Vater, und dennoch muß ich Euch gestehen, daß ich lebhaft Eure heilige Vermittlung wünsche. Doch nehmt erst Platz und verstattet mir, Euch zu bewirten.“

„Das kann ich nicht,“ versetzte Vater Sylvio ernst. „Denn Ihr habt es besser, als Ihr wohl selbst meintet, getroffen, daß Euch heute nicht so der Freund als der Priester besucht, mit tief bekümmelter Seele und schwer von großer Sorge. Ich komme im Auftrage des hochwürdigen Herrn Bischofs.“

Diese Eröffnung traf den Grafen mit aller Gewalt einer schlimmen Überraschung, daß ihm ein plötzliches Zittern in die Kniee fuhr und er seine Hand nach einem Sessel ausstrecken mußte, auf den er sich dann langsam niederließ. Auf seine erstaunte Frage wurde ihm nur zu deutliche Antwort. Der Bischof hatte zuerst unter der Hand über die Wahrheit des Gerüchts, das von einer sträflichen Verbindung der Geschwister auf Bellagio zu erzählen wußte, in der Umgegend, insbesondere durch seine untergebene Seelsorgegeistlichkeit mit Vorsicht das Mögliche ermitteln lassen. Als hierbei

die größte Wahrscheinlichkeit, ja beinahe die Gewißheit des begangenen Frevels gewonnen war, hatte der Bischof, von heiligem Zorn übermannt, ohne weitere Untersuchung und ohne jede Rücksicht, gleich mit der Verhängung der schwersten ihm zu Gebote stehenden geistlichen Strafe und Ladung der Schuldigen vor das öffentliche Gericht zur Rede und Antwort vorgehen wollen; und nur das kniefällige Flehen des greisen Dominikaners, der seinem ehemaligen Beichtkinde Wohlwollen und gute Meinung bewahrt hatte, und das nicht zu verachtende Ansehen des fast heilig gehaltenen Mannes hatten es ihm abgerungen, daß dieser vorerst nach Bellagio wandern und die Verantwortung der Unglücklichen unter dem Beichtfiegel geheim abverlangen durfte.

In tiefem Ernste erhob sich Ippolito und sagte: „Nun denn, ehrwürdiger Vater, so will ich Euch sogleich und hier meine Sünde bekennen; sie ist läßlicher, als Ihr glaubt, und nur eine jener übereiligen Vornahmen des kirchlichen Ehefegens, denen der Liebesgott lächelt und selbst die heilige Kirche nicht zürnen kann. Mag Euer frommer Sinn uns eine kirchliche Buße oder ein Opfer an Gut und Habe für geheiligte Zwecke auferlegen — Schwereres drückt mich nicht, wie Ihr gleich sehen werdet.“

Und er beichtete dem Mönch ausführlich, unter

Vorweisung der vermeintlich beweisenden Handschrift der Stiefmutter, Alles, was und wie es geschehen war.

„Unglückseliges Kind!“, rief der Priester entsetzt.

„Und das ist Alles? Eure ganze Verantwortung gegen die schwere Klage, die gegen Euch schreit?“

„Alles?“, sagte Ippolito befremdet. „Mich dünkte, es sei genug des Beweises.“

„Beweis! Einen Beweis nennt Ihr diesen armseligen Schein von Wahrheit! Oh, tief, tief muß Euch der Verderber in seine Bande verstrickt haben! Ihr, Graf Ippolito, hellen Geistes, scharfen Verstandes, wie ich Euch gekannt, laßt Euch in so schwerer, ungeheurer Sache überzeugen — von einem solchen Beweis! Nein! Nicht dieser Zettel hat Euch überzeugt! Euer unbändiges, gewaltsam sündiges Begehren nach dem verbotenen Genuß hat Euch geblendet und Schein als Wahrheit gezeigt. Glaubt Ihr denn wirklich, daß es einen Richter gibt, der Euch dieses Zeugnisses halber von Eurer Schuld löst? Ihr glaubtet ihm, weil Ihr ihm glauben wolltet, und hättet Ihr nicht dieses, bei allen Heiligen, ich glaube, Ihr hättet ein anderes Mittel gefunden, das hemmende Gesetz zu umgehn, das Euch den Weg zur Lust sperrte!“

Ippolito stand wie vom Donner gerührt. Die Worte des Priesters, der die tiefsten Falten des

menschlichen Herzens kannte, hatten plötzlich eine entsetzliche Klarheit über die letzten Wochen des Kaufsches ergossen, hatten Zweifel, Ängste, Schauder, die er für ewig vergessen wähnte, neu in seiner Seele erweckt . . .

Tief erschüttert über den schrecklichen Fall, der sich ihm aufgedeckt hatte, fuhr Vater Sylvio fort: „Und Deine — soll ich es sagen? — Deine Schwester, die Mitschuldige . . .“

„Ich allein trage die Schuld,“ unterbrach ihn Ippolito heftig. „Das Kind wußte nicht, was es that.“

„Wie konnte sie so leichtfertig das reine Andenken ihrer Mutter der neuen, verbrecherischen Lust opfern?“ Weh, welch ein Kind, das von seiner Mutter so schnellbereit das Schlimmste glauben will! Aber nein, wie kann ich mich wundern? Wer die Mutter kannte, den wird bei der Tochter nichts in Erstaunen setzen.“

Heftig trat Ippolito auf ihn zu. „Was wißt Ihr von Atalantens Mutter? Redet, hochwürdiger Vater! Vielleicht — vielleicht besitzt Ihr das rettende Wort!“

„Vielleicht . . . Aber welch ein Haus ist dies? Worin es mir fast geschehen wäre, in der Beichte Versiegeltens und Geheimstes zu verraten! . . . Hör' auf, in mich zu dringen, mein Sohn; auch

könnte Euch kaum das Wenige nützen, was ich weiß. Ihr Unseligen! nicht zu Rettenden, Verlorenen!”

Der alte Mann beugte tief ergriffen sein Haupt und schluchzte.

Von den entsetzlichsten Befürchtungen und Seelenqualen zerrissen, vernichtet, warf sich Ippolito ihm zu Füßen, umfaßte seine zitternden Kniee und flehte ihn unter Thränen an, Atalanten und ihn selbst vor Schmach und Wahnsinn zu retten.

Der Mönch bedachte, wie so vielfach verknotete Schicksale durch geschickte und erfahrene Hand doch wohl zu lösen wären. Handelte es sich doch vor allem nicht nur um die Vermeidung aller Schande, des sicheren Unterganges, womit ein gerichtliches Verfahren die Unglücklichen bedrohte, sondern besonders noch darum, die Gemüther der Beiden aus den entsetzlichsten Qualen zu befreien, indem man ihnen die Sicherheit zurückgab, daß sie keine heiligen Blutesbände durch ihre Verbindung beleidigten.

So versprach er denn dem Flehenden, den unerhörten Fall, verdeckten Namens, sogleich an die römische Kurie berichten und zugleich durch Aufbietung aller ihm am Hofe zugebotestehenden Einflüsse und Verbindungen die sofortige Einleitung des Dispenisationsprozesses erwirken zu wollen. Unter Einem aber gedachte er den heiligen Vater um eine ausnahms-

weise Lösung des Beichtgeheimnisses anzuflehnen, welche ihm gestatten würde, Beides, zum Dispensationsprozeß sich einvernehmen zu lassen und vielleicht den Unseligen die Gewissensruhe zurückzugeben, wie er bei sich hoffte, aber freilich dem Grafen nicht sagen durfte.

Vor allem aber ermahnte er den jungen Mann, die Zwischenzeit zur Reue und Buße für sich und seine Mitsünderin zu nutzen, sich jeder Fortsetzung des begangenen Verbrechens strengstens zu enthalten und von den Bemühungen des geistlichen Freundes nur ja nicht den Weg zu neuen Lüsten, sondern höchstens die Entlastung des Gewissens zu erhoffen.

Ippolito segnete den heiligen Mann als seinen höchsten Wohlthäter, versprach alles und bat um höchste Eile.

Vater Sylvio zog fort, ohne Italenten gesprochen zu haben.

In der ungeheuersten Bestürzung und tiefsten Niedergeschlagenheit blieb Ippolito zurück. Wenn er sich die klaren und treffenden Worte des Priesters vergegenwärtigte, schien es ihm ganz unbegreiflich, wie er selbst nur einen Augenblick an jene Verblendung glauben, jene Vermutung für einen Beweis halten konnte. Ja, es war ihm zu Zeiten, als habe er

all das, was der Priester erst aufgedeckt hatte, längst geahnt, längst gewußt und nur nicht wissen, nicht hören wollen, bis es ihm von außen her gewaltsam ins Ohr geschrieen wurde, daß ers hören mußte.

Hinwieder tröstete er sich damit, daß Pater Sylvio nach der Andeutung, die ihm ent schlüpft war, wohl den Schlüssel besitzen dürfte, der ihnen die Thore zum vereinten Glück wieder aufschließen würde, und daß es seinem Wohlwollen, seinem Einfluß und seiner Klugheit gelingen werde, das Dunkel, das so jäh hereingebrochen war, durch neues Licht auf immer zu erhellen.

Endlich aber waren doch Atalanta und er, wenn auch heiße und leidenschaftliche, so doch gewiß keine schlechten Menschen, bei denen die bloße Lust am Verbotenen als alleiniger Beweggrund vorausgesetzt werden konnte, in denen die Liebesbrunst so laut schrie, daß sie die heilige, jedem Menschen eingepflanzte Stimme der Natur zum Schweigen brachte! Vielmehr war anzunehmen, daß diese Stimme wohl gesprochen hätte, wenn Veranlassung dazu gewesen wäre, und daß die Natur eine Neigung nicht hätte ins Ungemessene wachsen lassen, die an sich wider alle Natur ging!

Mit solchen Erwägungen quälte sich und beruhigte sich Graf Ippolito abwechselnd, und es war auch

nicht zu umgehen, das Geschehene und Kommende Atalanten mitzuteilen, schon, weil sich sonst das dem Vater gelobte Benehmen nicht einhalten ließ. Wider alles Erwarten nahm das Mädchen die Erzählung mit großer Ruhe, ja Kälte auf, versprach dem Geliebten ohne ein Zeichen von Erregung, sich bis zum Einlangen der Entscheidung so zu halten, wie er es wünschte, und ging dann still an seine Beschäftigung. Sie bewahrte auch weiterhin diese Fassung, obzwar den Grafen die Unruhe und Ungeduld rastlos umhertrieben: sei es, daß er ihr die Angelegenheit hoffnungsvoller, als er durfte, dargestellt und auf die zu erwartende Lösung das Hauptgewicht gelegt hatte, oder daß sie die Schwere und Bedeutsamkeit des ganzen Vorganges in ihrer Unerfahrenheit nicht verstand, oder auch noch aus einem andern Grunde.

Langsame Wochen schlichen vorüber, während deren die Liebenden auch kein einziges Mal nur im traulichen Gespräch zusammen kamen, denn Ippolito fürchtete jede Gelegenheit und Atalanta gehorchte ihm mit aller Ruhe und Gelassenheit.

Es ging wieder zum Herbst, und eben war ein Jahr seit Ippolitos Rückkehr verflossen, als die erste Nachricht von Vater Sylvio eintraf. Ippolito, ohne den Umschlag des Briefes zu öffnen, eilte jubelnd zu Atalanten hinauf und schwang ihr

den Brief wie eine Fahne entgegen. „Es ist der Brief vom Pater Sylvio!“

„Öffne ihn nur erst und lies ihn,“ antwortete Atalanta kühl und ruhig.

Ippolito las und erblickte.

„Man hat uns die Einleitung des Dispen-
sationsprozesses rundweg abgeschlagen,“ sagte er
endlich. „Pater Sylvio ist darüber voll Erstaunen,
ihm ist mit dergleichen Schroffheit dort noch nie
begegnet worden. Er hat aber noch Hoffnung und
mahnt zur Geduld.“

„Ich wußte es wohl,“ sagte Atalanta und
lächelte seltsam.

„Du? Wie konntest Du das wissen?“

„Ich wußte es,“ wiederholte sie hartnäckig und
war weiter zu keiner Erklärung zu bewegen.

Ippolito überkam es, wie eine Ahnung von
Schrecklichem, das ihnen noch kommen sollte. Er
wußte und Pater Sylvios Brief hatte es ihm an-
gedeutet, daß in der Rota Romana der Einfluß
des Bischofs von Como, der durch einen neu zum
Cardinal beförderten Oheim an Kraft gewonnen
hatte, gegen ihn arbeite; und den ersten Sieg hatte
Jener davongetragen. Würde er nicht der Stärkere
bleiben? Und was dann? Woher dann Auf-
klärung, Beruhigung des Gewissens, Rettung?

Von der verzehrendsten Ungeduld geheßt, jagte

Ippolito nun tagelang zu Rosse auf der Straße gegen Como zu, stets in der Hoffnung, einem Boten des Mönchs zu begegnen, und kehrte abends abgetrieben, verstaubt, niedergeschlagen heim, wenn die zweite Hoffnung jedes Tages, zu Hause eine etwa unterwegs verfehlte Botschaft vorzufinden, wieder fehlgeschlagen war. Und als endlich neue Botschaft erschien, war es eine noch schlimmere, als die erste: auch die Lösung des Beichtsiegels wurde dem Mönche schroff verweigert, seine Begründung einer so schwerwiegenden Bitte als ganz unzureichend getadelt, und er strenge angewiesen, sich nicht in Dinge einzumengen, die nur mehr dem geistlichen und weltlichen Richter, nicht dem geistlichen Berater, zugehörten.

Ganz außer sich über diese Abfertigung, wie sie ihm noch nie geschehen war, schrieb Pater Silvio, daß er nun hinter der feindseligen Kirchenbehörde ganz deutlich die mächtige Hand des Bischofs von Como erkenne, der in Rom durch den neuen und unerhört schnell gewachsenen Einfluß der Gesellschaft Jesu und seines Oheims, des Cardinals, gegen den Grafen wirke und wühle und auf geheimnisvolle Weise die Entscheidungen des Gewissensrichters lenke.

Jedoch selbst mit den Fährlichkeiten des römischen Bodens wohl vertraut und reich an Verbin-

dungen von großem Werte, wolle er, Pater Sylvio, nunmehr in eigener Person und trotz seines hohen Alters noch einmal die Reise nach Rom unternehmen und dem heiligen Vater zu Füßen fallen, um eine günstigere Entscheidung der Sache zu erlangen. Er vertraue darauf, daß dieser Schritt Erfolg haben müsse, und empfehle somit dem Grafen Geduld und Hoffnung.

Schon außerordentlich bestürzt über diesen Brief und über den höchst ungewöhnlichen Schritt, den der Greis noch unternehmen wollte und der einem letzten Verzweiflungsversuche zu ähnlich sah, um nicht die äußerste Gefahr der Lage erkennen zu lassen, wurde Ippolito wenige Tage nachher durch eine letzte, unverhoffte Entsetzensbotschaft ganz zu Boden geschmettert. Pater Sylvio war tot.

Auf der Reise nach Rom war er, von den ungewohnten Anstrengungen angegriffen und durch hohes Alter der Widerstandskraft beraubt, in einer kleinen Stadt des Sumpflandes der Romagna dem dort jederzeit lauerten Sumpffieber plötzlich erlegen.

Sein Begleiter hatte auf Befehl des Verstorbenen sich gleich in Eilritten nach Bellagio begeben und dem Grafen das traurige Ereignis gemeldet. So rasch hatte die tödtliche Krankheit den alten Körper besiegt, daß es dem Greise nicht mehr ge-

lang, schriftlich oder durch den Boten dem Grafen mehr mitzuteilen, als eben nur das Eine, daß er sterbe.

So rasch folgten einander diese Donnerschläge eines feindlichen Schicksals und so gewaltig steigerte sich ihre Wucht mit jedem neuen Schläge, daß der unglückliche Graf ihnen widerstandslos, in einem Zustande des stumpfen Erstaunens eher als des Entsetzens, erlag. Erst allmählich drang sich ihm die klare Erkenntnis der verzweifelungsvollen Lage auf, die der unvermutete Tod des Einzigen zurückgelassen hatte, der den beiden Unseligen hätte helfen wollen, vielleicht auch können. Nun hatte er das erlösende Geheimnis, wenn er es überhaupt besaß, mit ins Grab genommen. Niemals konnte die Last eines entsetzlichen Frevels, von dem sie nicht einmal wußten, ob sie ihn begangen hatten, von ihnen genommen werden; niemals konnte ihnen auch nur die eine kleine Erleichterung einer vollen reinen Reue, eines zweifellosen Bekenntnisses werden. Zwischen den beiden Polen: gesündigt zu haben und zu bereuen — oder unschuldig zu sein und mit voller Kraft das neue Leben anzutreten — flog das gepeinigte Gewissen ruhelos wie ein ewiger Pendel hin und her. Das Wollen war schuldig gewesen, solange ihm die That fehlte; als die That

folgte, war das Wollen rein. Eine unendliche labyrinthische Verwirrung jagte den Gequälten, wie ein schwerer Angsttraum, in ihren Irrgängen umher, von Zweifel zu Zweifel. Und die blendenden, farbigen Bilder des genossenen Glückes, von dem sich das Gefühl mit Abscheu wendete, wie ihm die Sinne mit aller Macht der langen Entbehrung zustrebten, vollendeten die Marter in krampf- und thränenreichen einsamen Stunden.

Auch Atalanta hatte aus Ippolitos Munde erfahren, was ihr nicht dauernd hätte geheim bleiben können. Sie hatte die Kunde mit schweigendem Kopfnicken, wie ein längst Erwartetes, hingenommen, und kein Wort verriet, solange Ippolito seine Dual stumm tragen konnte, wie sie empfand.

Nur die Ähnlichkeit mit den scharfen Zügen der Mutter trat, wie die runden Jugendrosen ihrer Wangen verblühten und abfielen, immer bedeutender auf ihrem Gesichte hervor, und bleigraue Ringe unter den Augen hätten von geheimen Leiden sprechen können.

Eines Abends stürzte Ippolito, unfähig, länger an sich zu halten, in Atalantens Gemach, um bei der einzigen vertrauten Seele endlich Erleichterung zu suchen. Aus Scheu und geheimer Angst hatte er das bisher vermieden. Nun trug er's nicht

mehr. Wortlos zuerst, denn er fand nicht den Beginn, sank er in einen Sessel.

Atalanta schaute ihn stumm und fragend an.

„Ich kann diese Qual nicht mehr tragen, Atalanta!“, brachte er dann mühsam über die Lippen. „Ich kann nicht. Es ist zu viel.“

Da schrie das Mädchen auf, wie in hellem Jubel: „Auch Du also?“ — und aufspringend schien sie bereit, dem Bruder an die Brust zu fliegen.

Aber keine Arme öffneten sich ihr. „Auch Du also?“, gab Ippolito leise zurück. „Ragt der Wurm des Gewissens auch an Dir, zarte Blüte?“

„Der Wurm des Gewissens?“, fragte sie und ließ die Arme schlaff sinken. „Der? Nein.“

„Nein?! Dich quält dieser unlösbare Zweifel nicht? Du schwankst nicht zwischen den Abgründen des Bereuens und des Begehrens? Was bewegt denn Dich sonst, Du seltsame Schweigende?“

„Fragst Du endlich? So spät!“

„Ich hielt mein Leid und Deins für Geschwister. Wozu fragen?“

„Warum hast Du mich die Liebe gelehrt, wenn Du mir sie jetzt verbietest?“, schrie das Mädchen leidenschaftlich. „Warum mich auf Dein Lager gezogen, wenn Du mich jetzt daraus verbannst? Wo ist Deine Liebe? Ja, wo?“ — und sie trat hart auf ihn zu. „Was habe ich mit Deinem Gewissen zu

schaffen? Dich selbst gieb mir zurück, denn Du gehörst mir!"

Er blickte die Erregte scheu an, die mit düster glühenden Augen, schöner als je, vor ihm stand, und es schien ihm, als ob dieses Kind mehr von ihm zu fordern hätte, als göttliches und weltliches Gericht. So gewaltige Leidenschaften hatte also sein Kuß in ihr entzügelt, als er sie zum Weibe machte, daß sie in allem Elend nur das Eine Leid sah: nicht weiter sein Weib sein zu dürfen. Welche krampfgeschüttelten Nächte voll ohnmächtigen Liebessehns im einsamen Bett konnte er nun aus diesem schmerzvollen Antlitz lesen! Ein unendliches Mitleid faßte ihn und eine unendliche Sehnsucht nach diesem einzigen Glück, das ihnen Beiden noch auf der Welt möglich war: Vergessen in der Liebe.

Laut aufweinend, streckte er die Arme nach der Geliebten aus, und als sie wieder im engsten Vereine bei ihm saß, beide Arme um seinen Nacken geworfen, barg er sein Haupt an ihrer jungen, wellenden Brust, und ihm dünkte, hier ein sicheres Heim gefunden zu haben. Langem, erlösendem Aussprechen über Beider Qual folgte erst still — traurige, dann immer stürmischere, sehnsüchtigere Bärtlichkeit, und eine zweite Brautnacht gebar sich aus Jammer und Schicksal.

. . . In Atalantens Armen erwachte Ippolito aus kurzem, unruhigem Schlummer. Er sah die Geliebte — oder war es die Schwester? — in süßer Erschöpfung der gestillten Sehnsucht an seiner Seite hingestreckt, mit halboffenem, lächelndem Munde, der noch nach dem letzten Kusse zu verlangen schien, wie in einer leidenschaftlichen Hingabe ihres ganzen Seins, die noch in den unbewußten Zustand hinübergrieff . . .

Beim Anblick des schönen Leibes, den er so wild genossen, fiel alles Entsetzen jener fürchterlichen Möglichkeit, die nie leben und nie sterben konnte, wie ein Gebirge von Jammer auf ihn; ein kalter Schauer rüttelte ihn so heftig, daß Atalanta von dem Krampfgeschüttel in seinen Gliedern erwachte.

Ehe sie ihn fragen, ihn nur anblicken konnte, riß er sich von ihr, entfloß, schloß sich in sein Gemach ein und kam Tag und Nacht nicht hervor, immer nur wild und elend in den ziellosen Irrgängen seines Innern umhergehezt. Endlich, wenn der Jammer unerträglich geworden, suchte er wieder Atalanten, suchte Trost in endlosen Bekenntnissen. Mit erfinderischer Selbstmarter erzählte er lange, wehmütige Geschichten von der Liebe, mit der er die Mutter geliebt hatte, der geliebten Tochter; verweilte trübfinnig bei den öden Tagen seiner

Heimatlucht und bei den langen, eintönigen Jahren der Verbannung, die ihm Nichts, nicht einmal Thaten und Ruhm, gebracht hatten. Und wieder endigte alles in heißen Zärtlichkeiten, in wilden, qualvoll-süß zwischen Wonne und Abscheu geschaukelten Liebesstunden, aus denen ein kalter Schauer, wie aus der ersten, ihn emporriß. Da lernte Ippolito die tausendfach gesteigerte Wollust des Entsetzens kennen, die in Grausen und halbem Haß genießt; da forderte er von ihr die grenzenloseste Hingabe, die Entäußerung von jeder Scham, die Gewährung der schlimmsten Freuden, und sie gab sie ihm, gab ihm alles, was sie hatte, gab ihm tausendmal mehr, als er forderte.

In solchen ungeheuern Erschütterungen von Leib und Seele, zu gewaltsam, als daß sie nicht hätten schließlich zum Wahnsinn führen müssen, waren den Jammervollen mehrere Wochen vergangen. Die äußere Welt, die Sorgen und Gefahren, die von dort drohten, waren fast vergessen; es schien, als ob Schlimmeres, als diese fortgesetzten Qualen, doch nicht mehr kommen könnte.

An einem Herbsttage aber wurde gemeldet, daß der hochwürdigste Bischof von Como vor dem Thore sei und Einlaß begehre. Er kam, nur von wenigen Dienern und einem Kaplan begleitet. Ippolito beschloß, ihn zu empfangen, jedoch allein. Atalanten

Sachs, Von zwei Geschwistern.

sollte er nicht sehen. Doch hier fand er bei dem Mädchen unerwarteten Widerstand. Festlich gekleidet und in vollem Schmucke, wie er ihrem Stande zukam, erschien sie im Empfangsaal und erklärte, daß sie unter allen Umständen der Unterredung anwohnen werde. Nichts vermochte sie davon abzubringen.

Der Bischof trat ein, von seinem Kaplan gefolgt, der eine runde lederne Schrifftapsel mit herabhängendem Siegel trug. Ein wohlgebauter, ein wenig zu heiterer Fülle neigender Herr von geistreichen, klugen Zügen, begrüßte er die gräßlichen Geschwister mit vornehmer Höflichkeit und nahm den vom Grafen gebotenen Sitz mit dem Behagen eines vom weiten Wege etwas Ermüdeten ein. Seine gescheiten, kleinen Augen ruhten inzwischen auf dem jungen Manne und dem Mädchen nicht ohne Wohlwollen. Ippolito wiederum sah verwundert den Mann, den er für seinen ärgsten Todfeind halten mußte, in so behaglichem Bilde.

„Gestatten mir Eure bischöfliche Gnaden die Frage,“ hob er endlich an, „welchem glücklichen Umstande mein geringes Haus die Ehre Ihres Besuches dankt?“

„Vom Bischof ist hier nicht die Rede,“ versetzte der Behagliche. „Hier sitzt der außerordentliche

Legat des heiligen Stuhles, Herr Graf, auf dessen unwürdiges Haupt die höchsten Vollmachten . . . Geromino, weist unsere Vollmachten vor.“

Der Kaplan, demütig hinterm Stuhle seines Obern wartend, hob aus der Kapsel ein großes Pergament, küßte das Siegel ehrerbietig und reichte die Schrift dem Grafen. Dieser nahm sie mit einem leichten Schauer der Ahnung und Ehrfurcht entgegen und überflog sie rasch: „Wir, durch die Gnade des allmächtigen Gottes“ . . . Das Weitere las er leise für sich. „Und empfehlen Dir bei Deinem eigenen ewigen Heile und wegen der Verderblichkeit des Beispiels die genaueste Strenge und heiligste Gerechtigkeit.“

Er reichte das Blatt mit leicht zitternder Hand zurück. „Eure bischöfliche Gnaden haben die weiteste Vollmacht zur Untersuchung und Richtung eines ungeheuern Frevels, der in diesem Hause vorgefallen sein soll. Das Breve Seiner Heiligkeit benennt aber das Verbrechen nicht. Um was handelt es sich?“

„Bittet das Fräulein, uns allein zu lassen,“ sagte der Bischof ruhig und winkte zugleich dem Kaplan, der sich geräuschlos entfernte.

„Dies ist die Gräfin Romagnola,“ erwiderte Ippolito scharf.

„Ah, die Gräfin-Schwester, nicht wahr?“

„Allerdings,“ sagte Atalanta mit fester Stimme. „Und laßt Euch durch meine Anwesenheit nicht stören. Ich bleibe hier, wie es mein Recht ist.“ Mit stolzem Kopfsneigen trat sie zurück und ließ sich auf einen Sitz im Hintergrunde des Saales nieder.

„Die Gräfin wünscht es so . . .“, sagte der Bischof mit höflich bedauerndem Achselzucken. „Es handelt sich um Blutschande, Herr Graf.“

Bei den letzten Worten hatte sich der Bischof erhoben und sah den Grafen, mit der Rechten leicht auf die hohe Sessellehne gestützt, mit einem forschenden Blick, ohne Strenge an. Dieser erblaßte, wie er das Wort vernahm, das seit vielen Wochen um seine Ohren brauste, ohne daß er es bisher mit der Stimme zu fassen gewagt hätte. „Mir für meine Person scheint eine so ungeheure Beschuldigung überhaupt, und gar gegen so hohe und edle Häupter, nichtig und fast lächerlich,“ fuhr der Bischof fort. „Aber meine Pflicht und [der strenge Auftrag Seiner Heiligkeit verlangen von mir die strengste Untersuchung. Was erwidert der Herr Graf?“

„Es . . . es scheint mir seltsam, daß Eure Gnaden in mein eigenes Haus kommen, um mich selbst zu richten.“

„Ihr habt Recht, Herr Graf; es ist seltsam. Geschah aber nur aus Rücksicht für Euch und . . .

Andere. Zieht Ihr es vor, öffentlich geladen zu werden, so steht in meinem Hause zu Como ein Richterstuhl.“

„Ich erkenne Euer Gnaden zarte Besorgnis dankbarst an.“

„Das dachte ich. Habt Ihr nun, Herr Graf, der unglaublichen Beschuldigung, die gegen Euch läuft, etwas zu erwidern?“

Ippolitos Stolz krampfte ihm in ohnmächtiger Wut die Hände zur Faust.

„Ja“, brachte er endlich hervor. „Die Beschuldigung ist, wie Eure Gnaden ganz richtig vermuteten, ganz und gar nichtig. Die Gräfin und ich sind nicht verwandt.“

„Oh, ich wußte nicht, daß noch ein anderer Zweig des edlen Geschlechtes der Romagnola blühe, außer Eurer Familie“, sagte der Bischof, mit lebhaftem Interesse, wie es schien. „Ich hielt das Fräulein für die Tochter Eures Vaters.“

„Allerdings scheint . . . Hören mich Euer Gnaden an!“, schrie der Gepeinigte aus tiefster Herzensqual auf. „Ich weiß ja kaum, wie ich Euch alles sagen soll!“

„Ihr könnt mir, wie einem Vater, alles sagen“, erwiderte der Bischof mild.

Ippolito begann zu erzählen, stockend, verwirrt, und im Erzählen kam ihm seine eigene Verant-

wortung immer unglaubwürdiger, kam ihm sein eigener Glauben immer unbegreiflicher und leichtfertiger vor, so daß er sich in seiner Verteidigung selbst von neuem verstrickte, neue Auswege suchte, wieder strauchelte, als wenn alle Fallen und Eisen, die auf diesem Wege verborgen lagen, von selbst nach seinem Fuße faßten, um ihn niederzuwerfen. Der Bischof unterbrach ihn nur hie und da mit einer höflichen, leisen Zwischenfrage, und nickte mehrmals mit dem Haupte, wie Einer, dessen Erfahrung alles Menschliche versteht. Als Ippolito geendet hatte, fragte der Bischof: „Und Eure Beweise dafür, Herr Graf?“

„Ich bin zu Ende, bischöfliche Gnaden.“

„Zu Ende?“, erwiderte der Bischof verwundert „Ich dachte, nun würdet Ihr erst beginnen, Herr Graf.“

Ein langes, banges Schweigen. Ippolito versuchte mehrmals noch ein Wort zu finden, aber er brachte nur sinnlose Laute hervor.

„Genug doch!“, rief da Atalanta mit heller Stimme und trat mit einem stolzen Schritte, daß der Brokat ihres Gewandes aufrauschte, neben den Grafen. „Genug! Siehst Du denn nicht, daß er Dir nichts glaubt, nichts glauben will?“

„Nicht Jedem ist es gegeben, zu glauben, was er glauben will, Gräfin“, warf der Bischof ein. —

Da brach in Ippolito das lange zurückgehaltene Gefühl, Empörung und Klage, Stolz und Herzensqual so mächtig aus, daß es seine Zunge mit fortriß, wie wenn das stolze Wort des Mädchens alle Schleusen geöffnet hätte.

„Ja wohl“, rief er, „ja wohl, hochwürdigster Herr, wir sind vor Euch schuldig, und es wird nur nicht gelingen, uns zu reinigen. Das seh' ich deutlich. Uns hat ein dunkles Schicksal so tief und wirr in seine Fallen verstrickt, daß wir selbst nicht wissen, wie uns herausfinden, daß wir nicht vorwärts können und auch nicht mehr zurück. Unbewußt und reinen Herzens — ach! ich weiß nicht einmal, ob wir reinen Herzens waren! — hat es uns die Schuld begehen lassen und nun ist es stumm und sagt uns nicht einmal das Eine, das Letzte, ob wir schuldig sind oder nicht! Wissen wir's denn selbst? Wie uns vertheidigen? Muß mir nicht das Wort auf den Lippen stocken? Ach, welches Elend, welcher Jammer!“

„Ihr selbst wißt nicht, ob Ihr schuldig wart oder nicht?“, fragte der Bischof. „Wie wunderbar! Bedenkt Euch wohl, Herr Graf; es ist eine ernste Sache!“

„Die Klage geht wohl auch mich an?“, fragte Atalanta kurz. „Dann sprech' ich für mich, nicht für Ippolito freilich. Und ich sage Euch: auch

wenn ich nie gezweifelt hätte, daß Ippolito mein Bruder ist, ich hätte nicht anders gehandelt, als ich's gethan habe. Genug der Ausflüchte. Hier habt Ihr die Wahrheit!"

Sie trat zurück, ließ sich nieder und sprach weiter kein Wort mehr.

„Atalanta!“, schrie Ippolito entsetzt auf.

„Eure Schwester hat da ein schweres Bekenntnis abgelegt, Herr Graf“, sagte der Bischof erschütterter.

Ippolito stand unter der Wucht jener schrecklichen Mädchenworte, die schneidend und herb aussprachen, was in ihm längst nach Ausdruck rang wie zerschmettert.

Alle schwiegen. Allmählig richtete sich Ippolito auf, sein Blick wurde heller, er ging zu Atalanten und nahm ihre Hand.

„Danke, kleine Schwester“, sagte er leise, „Du hast mich erlöst. — Ja, Herr Bischof, Atalanta hat Recht. Können wir zurück? Giebt's ein Ausweichen zur Seite? So unübersteiglich ist uns überall der Weg versperrt, daß uns nichts mehr übrig ist, als vorwärts zu schreiten. Wir können nie mehr in das göttliche Recht eintreten; so bleibt uns nichts mehr, als ferner nach unserem eigenen Rechte zu leben. Mag sein, daß wir die gräßliche Ausnahme sind, vor der alle Andern erschauern.“

Aber auch die Ausnahme muß ja ihr Recht haben, sonst wäre sie nicht in der Welt; da sie einmal drin ist, muß sie auch drin leben können. Ich verweigere Euch jede Verantwortung. Auch der heilige Stuhl kann nicht mehr unser Richter sein, da wir denn doch außer die Gemeinschaft getreten sind. Mag sich unser Schicksal erfüllen, wie es will! Vielleicht sind wir vogelfrei; aber wir sind frei. Hier ist nichts mehr zu richten, Herr Bischof!"

„Entsetzlicher, Unbegreiflicher“, rief der Bischof. „Unter welches Gesetz willst Du Deinen Frevel stellen, für Menschen fast undenkbar, wie er ist?“

„Ich weiß nicht, wie das Gesetz heißt, hochwürdigster Herr“, versetzte Ippolito ruhig. „Ich weiß nicht, unter welchem Gesetz jene alten Herrscher standen, bei denen Geschwisterehe für heilige Pflicht galt; standen sie aber außer der Menschheit? Nein, über ihr.“

„In Deiner Tollwut vergißt Du, daß Jene Heiden waren!“

„Sie waren Heiden. Welches Gesetz beherrschte den Herzog von Valentinois, Caesar, der sich in trunkenem Übermute selbst öffentlich rühmte, den Leib seiner Schwester genossen zu haben? Er war der Sohn des Papstes, der selbst . . .“

„Schweig!“, rief der Bischof mit starker Stimme,

„und beschwöre nicht sagenhafte Gräuel, um Deine Schuld zu decken.“

„Ich will sie nicht decken!“, rief Ippolito. „Aber was Jener in bewußtem Frevelsinne that, das geschah mir in der Verblendung. — Bin ich aber mit nachtwandlerischem Schritt aus der Menschheit getreten, so stell' ich mich nun mit wachem Schritt über sie! Komm, Atalanta, meine Königin!“

Mit lautem Aufschrei warf sich das Mädchen in die Arme des Mannes und hielt ihn fest.

„Du hast euch selbst euer Urteil gesprochen“, sagte der Bischof kalt. „Ihr seid aus der Gemeinschaft getreten, die man nicht als Mensch verlassen kann; Ihr habt euch dem reißenden Tiere gleich gestellt. Habt es nun, wie ihr es wolltet, wenn die Gemeinschaft nun euch ausstößt und von sich hebt.“

Feierlich begann er die Fluchformel der großen Exkommunikation zu sprechen.

„Hebt Euch weg, heiliger Herr!“, schrie Ippolito wild. „Verlaßt die Höhle des wilden Tieres, eh' es Euch zerreißt; denn dem wilden Tiere ist es gegeben, daß es seinen Feind und Verfolger kennt, der es in die Öde geheßt hat!“

„Jedes Haar auf meinem Haupte ist gezählt,“ erwiderte der Bischof ruhig. „Hinter mir steht der

Stellvertreter Gottes auf Erden und sein heiliges Amt. Gib mir Raum zu gehen.“

„Bis hundert zähl' ich, Herr Bischof!“, rief Ippolito. „So lange habt Ihr sicheres Geleit. Eilet Euch! Wenn die Frist zu Ende ist, gilt mir gleich, was Euch fällt; Schuß oder Stich.“

Er begann zu zählen, langsam und regelmäßig. Ohne Hast entfernte sich der Bischof.

. . . Es blieb ganz still im weiten Saale, nur die Zahlworte, die der Graf, wild vor sich hin starrend, mit eintöniger, rauher Stimme, wie einen taktmäßigen Singsang herunturmurmelte, hallten seltsam von der hohen Decke wieder. Als er bei hundert angelangt war, sprang er mit einem Tigersätze ans Fenster.

Der Hof war leer, von unten her tönte dann Trommelschall und die kreischende Stimme eines Ausrufers.

„Weißt Du, was sie dort unten thun, Atalanta?“, fragte er wehmütig. „Sie verkünden den großen Bann über uns und das Interdikt über Bellagio.“

„Was heißt das?“, fragte Atalanta, von einem unwillkürlichen Schauer überlaufen.

„Keine Glocke darf mehr tönen, kein Heils sakrament senkt sich mehr hernieder. Kein Kind wird getauft, kein Brautpaar gesegnet, keine Leiche geleitet. Alles, solange unser Atem diese Luft ver-

pestet. Und wir? — — Wer uns dient, ist verflucht. Wer uns speist und trinkt, — verflucht. Wer uns Obdach gibt, — verflucht. Wer an uns das Wort richtet, — verflucht. Und wer uns niederschlägt, wie tolle Hunde, Atalanta, der ist gesegnet und hat aller seiner Sünden Vergebung in Ewigkeit!“

Der Spätherbst kam heran und diesmal ohne allen Weinlesejubiläum. Wie ein bleigrauer Gewitterhimmel lagerte das Interdikt über den lachenden Hügeln von Bellagio. Das Volk murrte in dumpfer Empörung, hier wie in den umliegenden Ortschaften wurden die Stimmen lauter und häufiger, die dazu rieten, durch Austilgung des Brandmals die gegenwärtigen Leiden zu beheben und künftigen noch schlimmeren vorzubeugen. Aber noch war der Unmut nicht bis zum thätigen Mute der Verfolgung gediehen.

Der Bischof von Como, durch seine untergebene Geistlichkeit wohl unterrichtet, wartete.

Das Geschwisterpaar hatte wortlos, und ohne einen Versuch, sie zu halten, alles Gefinde, Knechte, Mägde und Schloßdienerschaft, abziehen gesehen. Leer und vereinsamt lagen Hof und Haus, und der schon überreife Wein, dessen Fülle dunkel von den sonnigen Hügeln herabglühete, blieb ungeerntet.

An einem frühen Morgen aber weckten Trompeten und Trommeln und das Geräusch schwerer Takt Schritte auf dem Steinpflaster des Hofes die Schlummernden. Rasch ans Fenster geeilt, sah Ippolito die ganze Schaar seiner Söldner, im vollen Kriegsschmucke, mit wehenden Fähnlein, Trommler und Pfeifer vor der Front und rückwärts die bespackten Troßwagen, zum Abmarsche aufgestellt.

In der heftigsten Bewegung kleidete er sich hastig an, ergriff sein Schwert und eilte hinab. Auf alle Fragen, ob sie mit irgend Etwas unzufrieden seien, ob sie bei verdoppeltem, verdrei-, verzehnfachtem Solde bleiben wollten, wurde ihm keine Antwort. Als wenn er nicht gesprochen hätte, so musterten und zählten mitten unter seinen Bersprechungen, Beschwörungen, Eidesmahnungen und Befehlen die Hauptleute ihre Mannschaft, ordneten den Marschzug, besichtigten die Ausrüstung. Über den letzten verzweifelten Ausruf des Grafen, ob denn nicht wenigstens Einzelne, unter den höchsten Soldbedingungen, ihm bleiben wollten, trat endlich, knapp vor dem Signal zum Abmarsch, ein alter eisgrauer Weibel aus den Reihen und kam auf Ippolito zu.

„Ihr habt von zwanzigfachem Solde gesprochen, Herr Graf?“

„Ich halte alles, wie ich es sagte.“

„Den Weinkeller unversperrt und frei?“

„Ja doch.“

„Das Beutemachen für den eigenen Sack erlaubt?“

„Immerhin.“

„So geloben wir uns Euch auf drei Monate. Kommt hervor, wackere Reisläufer!“, rief er in deutscher Sprache zum letzten Fähnlein hinüber.

Elf Mann, lauter wilde, alte Gesellen, im zer-schliffenen Kriegsrock, aber wohlgewaffnet und stark, traten in eine abge sonderte Reihe.

„Ihr habt gehört, fromme Gesellen, was uns hier der Herr Graf gelobt hat. Wollt ihr euch ihm auf das hin für drei Monate binden, wie wir zwölf fürs Leben zusammengebunden sind?“

Nach bedächtiger Überlegung erwiderten elf rauhe Stimmen mit Ja. Ippolito wechselte mit ihnen den Handschlag und sie setzten zurücktretend ihre Waffen wieder zusammen, während der übrige Heerhaufen mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen ihnen vorüber abmarschierte.

Von der Höhe der Mauer blickte Ippolito den Abziehenden lange nach. Nicht nur, daß ihn ihre Flucht, die er nicht aufhalten konnte, als ein schwerer Schlag traf, empfand der Sinn des Mannes, der selbst lange Jahre fremde Kriegsdienste geleistet hatte, die Abwendung der Kame-

raden als besondere Schmach, und Thränen standen in seinen Augen, als er sich wieder zu dem Weibel wandte, der inzwischen einen Wachtdienst, so gut das bei der kleinen Zahl der Mannschaft gehn mochte, eingerichtet hatte. Er lobte die Umsicht des Alten und zeigte ihm, um den Mut und die Zuversicht der Leute zu heben, von der Höhe des Wartturmes herab, wie das Vorgebirge, auf dem das Schloß lag, mit seinen von drei Seiten schroff ansteigenden Felsen, der unten anspülende See, und von vorne Mauer und Graben und noch zu errichtende Verschanzung den Punkt fast uneinnehmbar machten, während Lebensmittel und Schießbedarf für lange Zeit im Übermaße vorhanden und übers Wasser stets leicht zu beschaffen seien.

Der Weibel, der mit weitgespreizten Beinen, auf seinen kurzen Knebelspieß gestützt da stand, nickte und grinste zufrieden.

„So lang es geht, geht's,“ sagte er.

„Ihr seid Deutsche“, fragte Ippolito in deutscher Sprache, die er im fremden Dienste erlernt hatte.

„Selbzwölft alle“, erwiderte der Weibel in breit nordischer Mundart. „Alle aus dem Münsterschen. Fromme westfälische Knechte, deren Wort ein Wort ist und bleibt.“

„Seid ihr schon lange beisammen?“

„Seit anno sechs und zwanzig, als Münster von den Bischöflichen wiedergenommen worden ist. Da schlugen wir uns durch und entkamen. Und gelobten damals, nicht mehr von einander zu wanken und zu weichen, bis an aller seliges Ende. Seht Ihr die Kette dort?“ Er wies auf eine schwere rostige Kette, die beim andern Rüstzeug lag.

„Ihr gehört zu Jenen, die sich zum Kampf zusammenketten“, sagte Ippolito mit einigem Grauen. Er kannte den Gebrauch der Verzweifelsten unter diesen wilden Spießgesellen, einander so Flucht und Rettung zu sperren, zu gemeinsamem Sieg oder Tod. —

„Ja, wir habens gehalten und werdens halten“, sagte der Alte stolz. „Weil wir nicht zu denen gehören, denen Gnade und Ranzon gewährt wird. Fangen uns die Päpstlichen, so knüpfen sie uns auf. Die Luther'schen machens eben so. Wir sind alte Täufer, müßt Ihr wissen.“

Ippolito trat einen Schritt zurück. Er hatte wohl von den Gräueln jenes Wiedertäuferkrieges gehört, den der Schneider Jan von Leyden gegen den Bischof von Münster führte, und auch von dem wilden, grausam wollüstigen Treiben dieser Sekte. Hier standen vielleicht die letzten Mitthäter dieser Frevel vor ihm.

„Es braucht Euch vor uns nicht zu grauen, Herr Graf“, grinste der Weibel. „Wir sind drum doch tapfere und fromme Knechte, und wer uns hatte, hat uns gelobt; der Hispanier, wie der Franzose. Ja, ja, viel Welt hat Unserens gesehn; im neuen Indien sind wir gegen nackte rote Menschen gelaufen, Herr. Aber man bekommt's auch satt. Die Wahrheit zu sagen, dieß ewige Hezen vorm Galgen vorbei freut keinen von uns mehr. Wir sind's satt. Ihr habt uns zum wenigsten ein lustiges Ende versprochen, wie wir's uns wünschen mochten. Und was Ihr da oben treibt und thut, das kümmert uns nicht.“

Ein lustiges Ende!, dachte Ippolito. Darum sind sie bei mir geblieben. Das ist jetzt deine Gesellschaft! Wölfe, die der Heze müde sind und sterben wollen. Nun, zum mindesten werden sie noch tüchtig beißen mit ihren alten Zähnen.

Er schlug den Alten auf die Schulter. „Ich mag dich leiden, Alter“, sagte er lachend.

Der Alte lachte auch und zeigte dabei sein starkes, noch lückenloses Gebiß. „Ei ja,“ rief er vertraulich. „Wir haben noch andere Dinge gesehn. In Münster gings lustig zu, als der Jan Bockhold König hieß. Ich selbst hab sieben Weiber gehabt; eine immer rundlicher und woliger als die andre. Den Kopf hab' ich ihnen freilich nicht ab-

S a c h s, Von zwei Geschwistern.

geschlagen; das hat nur der König gethan, jeder von seinen Frauen, gleich nach der Brautnacht. Herr, da war alles erlaubt; und der schwarze Wenzel dort, der mit der großen Nase, der hat gar seine eigene Schwester — —.“

Ippolito kannte wie wahnsinnig davon. Er hatte in den Teufelspiegel geschaut . . .

Nicht denken, nicht grübeln, schrie es in ihm. Fort mit dem Gewissen, was soll dir das noch? Betäubung, Rausch, unerhörte Lust! Oder — ist es nicht dasselbe, wenn zwei dasselbe thun? Muß ich mich von dem verzweifeltsten Mordskerl nicht Bruder nennen lassen? . . . Wenn ichs nicht reiner thu', so will ichs doch schöner thun!

Er ordnete für den nächsten Tag die Weinlese an. Unter den Mündungen von drei schweren Geschützen, neben denen die Knechte mit brennenden Lunten standen, und geleitet von sechs schwer bewaffneten Söldnern zogen Ippolito und Atalanta ins Weingebirge hinaus. Der Weibel ging vorsichtig voran, denn auf Ippolitos Anordnung war der einzige Weg, der zum Schlosse führte, durch Fallgruben mit scharfen Pfählen, Fußangeln, Selbstschüsse, spitze Scherben bewehrt worden, die Jedem, der sie nicht kannte, den sicheren Tod brachten. Vom Dorf bis zu den Weinbergen war der Weg ganz abgebrochen, ebenso wie alle Brücken

über die Bergbäche, deren steinige Rinnsale zum See hinabziehen. Die Knechte hatten strengen Befehl erhalten, auf Jedermann, der dem Schlosse nahe käme, ob Mann, Weib oder Kind, zu schießen. Sie thaten es getreuer, als Ippolito gewollt hatte. In der vorigen Morgenfrühe war plötzlich ein Schuß gefallen. Nachsuchend fand man ein achtjähriges kleines Mädchen, das Trauben hatte holen wollen, in seinem Blute liegen. Ippolito hielt sich die Ohren zu, um nichts zu hören, und sagte Atalanten, daß ein Späher beschossen, aber gefehlt worden sei.

In dem sonderbaren Weinlesezuge prangte Atalanta auf einem von zwei weißen Mäulern gezogenen Wagen, den sie selbst mit sicherer Hand lenkte. Sie trug ein fliegendes weißes Gewand, das den leuchtenden Hals und Nacken und die weißen Arme freiließ und war mit einem zehnfachen Perlenhalsband, Armreifen und Smaragdohrgehängen geschmückt. Auf ihrem reichen, kupfer-schimmernden Haare, das frei über den Nacken wallte, saß ein üppiger Kranz von Weinlaub. Ihre grauen Augen leuchteten in grünlichem Phosphorschimmer, und ein wildes, fast wahnsinniges Lachen hob ihre dunkelroten, heißen Lippen fortwährend auseinander, daß die spitzen kleinen Zähne hervorblitzten. Mit lautem Zuruf leitete sie ihre

Thiere. Ihr zur Seite ritt Ippolito auf seinem Kappen, ganz geharnischt, aber mit bloßem Kopfe, dessen kurze, wild über die Stirn hereinzügelnde Locken gleichfalls mit einem Kranz aus Weinlaub geziert waren. Er trug seine große goldene Kette um den Hals, die bei jedem Schritt des Rosses wie eine Glocke erklang. Sein Mund lachte und sprach toll-zärtliche Liebesworte zu dem Mädchen hinüber, auch neigte er sich zuweilen seitwärts vom Rosse, um ihr einen heißen Kuß auf Hals oder Nacken zu drücken, oder auf den Mund, den sie ihm bot. Wilde Scherzworte flogen hin und her, aber die Augen des Mannes blieben düster und kalt. —

So wurde eine seltsame Weinlese begonnen und Korb auf Korb der bernsteingelben oder blut schwarzen Trauben in das Schloß eingebracht. Selten hatte die Sonne so üppige, süße und heiße Frucht gezeitigt, als in diesem Jahre.

„Das Interdikt hat dem Weine nicht geschadet“ schrie Ippolito lustig. „Es lebe St. Peter und Gott Bacchus, die sich so wohl vertragen!“ Schriell tönte das Lachen, mit dem er die Worte begleitete, und rohes Gelächter der Knechte dröhnte nach. Atalanta lächelte still, wie ein vergnügtes Kind.

Nach geendigter Arbeit — nur ein kleiner Teil der reichen Fülle freilich war eingebracht — ord=

nete sich der Zug zur Heimfahrt. Atalantens Gewand, Hals und Arme waren mit Ketten aus grünem, rotem, gelbem Weinlaub geschmückt, aus denen noch die üppigen dunklen oder lichten Trauben niederquollen; Laub- und Traubenketten glänzten in buntem Wechselschein an Hals und Kopf der Mäuler, schlangen sich leuchtend um Räder und Deichsel und Seiten des Wagens. Über die Harnische und Waffen der Krieger, an ihren Hauben und Hüten, hingen feurige, vielfarbige Ranken herab, Traubenbüschel und dicke Bündel schaukelten wie Fahnen von den Spitzen der Spieße. So bewegte sich der Zug, ein lebendig gewordenes Weingebirge, unter den Klängen von Trommel und Pfeife und lautem Gesang, den steinigem Terrassenweg hinab. Die Sonne war schon untergegangen, aber noch war der ganze Himmel im Westen, bis hoch gegen den Zenith hinauf, mit brennender Purpurflut begossen, in der einzelne lichte Wolkenstreifen wie goldene Schiffe langsam hinabschwammen.

Von der grauen Terrassenmauer abgeschnitten, erschienen die wunderbaren Gestalten, besonders Atalanta, hochragend und weiß, mit langnachflatterndem Kupferhaar, vom roten Blutschein umflossen, wie ein Festzug der längst begrabenen, alten Gott-Geispenster, die, nachdem sie ein kurzes

Zahrhundert lang auferstanden schienen, nun endgiltig schlafen gingen. Gleichsam unirdisch schwebten sie auf dem smaragdgrünen und immer heller und heller, durch Hyazinthenfarbe und Veilchenblau bis zum lichtesten Silberblau und bleichen Goldrot abgestuften Hintergrunde des stillen See=spiegels einher . . .

Von dem weithin erschallenden Jubellärm angelockt, hatten die Anwohner längst von Ferne mit Rausen und ängstlichem Entsetzen dem Weinlesefest zugesehen.

Nun, als der Zug jener Stelle nahte, wo der abgebrochene Weg ins Städtchen den Schloßweg kreuzte, standen jenseits der unwegsam gemachten Stelle Männer, Weiber und Kinder Kopf an Kopf gedrängt und starrten das unerhörte Schauspiel an. So sehr hatte die Neugier die Angst besiegt, daß beim Herannahen des Zuges ein Drängen und Stoßen um die vordersten Plätze, wie vor einer Jahrmarktsbude, entstand. Als die Leute des Geschwisterpaares ansichtig wurden, brachen sie in wilde Hohnrufe, Beschimpfungen und Flüche aus.

Die Kriegsknechte wollten Halt machen; aber Zppolito, gleichwohl mit hart aneinander gepreßten Lippen schon, und während eine dicke Zornader auf seiner Stirn blau anschwell, winkte, weiterzugehen. Da hob sich gegenüber ein Arm, und ein Stein

flog, freilich sein Ziel nicht erreichend, in die Wegspalte. Ein ganzer Hagelschauer von Steinen folgte, und plötzlich schrie Atalanta auf, ihren weißen Arm empor schüttelnd, daß die hellen Blutstropfen nach allen Seiten, und auch Ippolito gerade ins Antlitz, regneten. Sie war von einem spitzen Steine, glücklicher Weise nur leicht am Arme, gestreift worden.

Mit einer Stimme, die dem Aufbrüllen eines wilden Tigers eher glich als einem Kommandoruf, schrie Ippolito gewaltig: „Halt! Schlagt an!“

Die Knechte hielten und legten die Büchsen auf die Standgabeln. Aber vom vielen Rankenwerk behindert, vermochten sie das Commando nur langsam auszuführen, während drüben die Menge in scheuer Flucht zerfiel. Ippolito wollte ihnen zuerst die Schüsse in den Rücken senden; dann, mit einem tiefen und leidvollen Blick auf Atalanta, die ihm mit berebter Geberde beide, den gesunden wie den verletzten Arm entgegenhielt, seufzte er schwer, rief kurz: „Seht ab!“ und ließ heimmarschieren.

Die große Mittelhalle des Schlosses, deren herrliche Kassettendecke von edlen korinthischen Säulen getragen war — vor sechzig Jahren hatte sie ein toskanischer Meister erbaut — war zum Schlußfeste des Tages bestimmt. Leuchtende Seiden-

teppiche hingen an den Wänden herab, mächtige Kranzgewinde aus Blumen, Obst, Trauben und Weinlaub zogen sich zwischen dem Marmor der Säulen in üppiger Buntheit hin. Was sich im Schlosse an Bildern aus der jüngstverflossenen Meisterzeit, berauschenden Farbengefängen der ungebrochenen Lebenslust, was sich an Marmor- und Erzstatuen, antiken und neuen, hatte auffinden lassen, war auf Ippolitos Befehl schon seit mehreren Tagen in die Halle zusammengetragen und rings zur Schau gestellt worden.

Inmitten erhob sich ein Doppelthronsiß aus schimmernden Stoffen, und rings auf Tischen waren die kostbaren Gefäße des Hauses, Meisterstücke der edlen Goldschmiedekunst, aufgestellt.

Schweigend und fast düster aneinander geschmiegt saß das Geschwisterpaar auf dem Throne und sah zu, wie die Knechte — nur zwei oder drei hatte der Weibel auf Wachtposten gestellt — aus dem herbeigerollten Fasse ältesten Griechenweines mit den tiefsten Krügen schöpften und, vom alten Weine trinkend, in die herbeigeschleppte Kufe den neuen kelterten. Den ersten Becher des frischen Mostes trank Atalanta dem Geliebten zu; und als wenn alle Geister des wilden Sommers in den Trank gebannt gewesen wären, so riß sie beide bald die wildeste Heiterkeit hin. Atalanta jubelte

noch frecher und freier, als Ippolit. Als wenn sie jeder Scheu und Scham entflohen wäre, gewährte sie und begehrte sie die heißesten Liebesjungen, die sonst dem geheimen Ehegemache vorbehalten bleiben.

In wehmütigem Gegensatz blickte die edle, in aller Üppigkeit gehaltene Lust der gemalten und gemeißelten Denkmale einer stärkeren Zeit auf die traurige Wildheit, den zerschneidenden Jubel dieser Endenden hinab.

Die Knechte lachten, und, schon halbberauscht und durch den üppigen Anblick des halbentblößten jungen Weibes in seiner Sinnlichkeit erregt, wagte Einer, als Atalanta, die Weinkufe umtanzend, ihm nahe kam, eine freche Berührung. Atalanta schrie auf und sank, bleich wie eine Tote, neben der Kufe in die Kniee. Ippolito aber sprang mit einem Tigersatz herzu und — ehe nur ein Wort gesprochen werden konnte — hatte er ihm seinen Dolch in den Hals gestoßen.

Der Mann fiel mit einem dumpf gurgelnden Aufschrei auf den Rücken, wälzte sich mit zuckenden Beinen noch einige Male umher und starb, während ihm ein blutiger Schaum auf die Lippen trat und den graugesprenkelten Bart beschmuckte.

Ippolito warf den Dolch weg; der flog in die Weinkufe, daß der schwarzrote Most hoch aufspritzte;

und wandte sich zu Atalanten. Er hob die Halb-
ohnmächtige auf und trug sie hinaus. An der
Thüre wandte er sich noch einmal um: „Trinkt
allein weiter, wenn ihr wollt“, sagte er heiser.
„Es ist zu Ende mit den Göttern.“

Der Weibel stand an der Leiche des alten Ge-
nossen und sah sie nachdenklich an. „Der Andre
war im Rechte“, sagte er. „Das Weib gehört ihm.
Wir sind nur mehr Elf.“

So endete das Weinlesefest der Geschwister . .

Kurz nachher begann die Einschließung des
Schlosses durch die wütenden Volkshaufen, welche
jeder Ort im ganzen Umkreis des Sees wie zu
einem Kreuzzuge entsandt und die Fürsorge des
Bischofs von Como wohl gewaffnet hatte. Von
bischöflichen Knechten war nur ein kleines Fähnlein
dabei; man konnte mit gezahlter Mannschaft sparen,
wo sich das Werk von selber that.

Im ersten Eifer der Entrüstung unternahm ein
starker Haufe gleich Anfangs einen Sturmangriff
ohne jede Vorbereitung, wurde jedoch von den an
Geschütz weit überlegenen Belagerten bald unter
großen Verlusten zurückgeworfen. Dieser Miß-
erfolg verbreitete großen Schrecken unter den des
Krieges ungewohnten Landleuten, die meist neben

religiösem Eifer und abergläubischer Angst die Hoffnung auf leichte Beute angelockt hatte, und sie beschloffen daher, zuerst das Schloß sorgfältig einzuschließen, jeden Zuzug abzuschneiden, um so das Eintreffen von schwerem Geschütz, das ihnen zugesagt war, zu erwarten.

So entstand ein großes, lärmendes Lager rings um das grüne Vorgebirge, jede Nacht zog sich ein Gürtel von tausend Feuern am See hin und spiegelte sich in den dunklen Fluten als unzählige dünne, rote Wellenlinien und Punkte.

Die Familien der Kreuzzügler kamen ins Lager nach, Märkte, Lustbarkeiten fanden sich, und der Kriegszustand schien vorläufig andauern zu wollen.

Von Zeit zu Zeit wurden wohl Schüsse gewechselt, jedoch meist ohne auf einer Seite Schaden anzurichten. Ippolito beschränkte sich darauf, einzelne Abteilungen, die sich zu nahe vorwagten oder in der Umgebung festsetzen wollten, durch einige Kanonenschüsse zu vertreiben.

. . In engerem und drückenderem Ringe aber, als jene Angreifer, legten sich Müdigkeit, Erschlaffung, Hoffnungslosigkeit um das Schloß und lähmten alle Widerstandskraft der Belagerten.

Seit jener Festnacht hatten Ippolito und Atalanta die Betäubung des fessellosen Genusses nicht mehr finden können; die allzulange in Genuß und Entsetzen bis zum äußersten angespannten Nerven wurden endlich schlaff, und stumpfe Gleichgültigkeit bemächtigte sich immer mehr ihrer Gemüther. Noch liebten sie einander, aber mit einer traurigen, müden, verzweifelten Zärtlichkeit, und selbst der Augenblick schwebte Ippolito als ein sicher kommender vor den Augen, wenn selbst ihre Liebe, dieses Einzige, das sie hatten, in grauer Eintönigkeit versinken und verlöschen würde, und alle, alle entsetzlichen Opfer umsonst gebracht, die ganze Welt umsonst verloren war . . .

Dhne es sich gestehen zu wollen, sehnte sich seine

erschöpfte Seele nach einem Ende, nur einem Ende, wie immer es kommen möge.

Nur Atalantens wegen hatte sich Ippolito noch nicht den Tod gegeben. Atalanta lebte noch durch die Kraft ihrer Leidenschaft.

Auch die Söldner wurden des Belagerungslebens überdrüssig. Die Zeit der Lustbarkeiten war vorbei, der Dienst wegen der geringen Zahl der Mannschaft überaus anstrengend, und es schien, wenn erst von unten das grobe Geschütz zu sprechen beginnen würde, im ganzen kein so lustiges Ende werden zu wollen, als sie sich erhofft hatten.

Langsam und grau schlich die Zeit dahin, jeder Tag ein Asseltwurm mit vierundzwanzig träge nachgeschleppten Füßen. Immer dunkler, dichter fielen die Schatten der allgemeinen Erschöpfung, des lähmenden Überdrußes: der Langweile auf das unglückliche Haus, und schon merkten die Belagerer an der Lauheit der Verteidigung, daß irgend Etwas oben sich ihnen günstig gewendet habe.

Eines Abends erklärte der alte Weibel dem Grafen ganz kurz und rundweg, sie hätten beschlossen, am nächsten Morgen einen Ausfall zu machen.

„Den werde ich anordnen, wenn es mir gut scheint“, erwiderte Ippolito scharf und wendete sich zum Geln.

„Nichts für ungut, Herr Graf“, sagte der Alte.

„Das Ding steht anders. Wir wollen hier nicht mehr sein. Wir denken uns Alle durchzuschlagen oder Alle zu fallen. Die Stelle, wo wir einbrechen wollen, hab' ich schon aufgespiirt, dort unten, wo die Felsen fast gerade aus dem See heraufkommen und das große Schiff vor Anker liegt.“

„Aber wozu fliehn?“, rief Ippolito entsetzt. „Wir können uns ja noch lange halten.“

„'S ist nicht um das“, sagte der alte Weibel bedächtig. „Sondern so. Wir sind's satt. Ich meine nicht gerade dieses Ding hier, sondern Alles miteinander. Ich hab' es Euch ja am ersten Tag gesagt. Die Sache steht so, daß es uns eigentlich ums Durchkommen gar nicht so zu thun ist, als ums Sterben. . . Die Welt ist doch nicht mehr, wie sie war, und uns freut es gar nimmer“, schloß er treuherzig und als ob es sich nur um eine ganz geringe Kleinigkeit handle.

„Denk' an euern Handschlag!“, rief Ippolito.

„Den brechen wir nicht und verraten Euch nicht. Wir sterben im Kampfe für Euch, wie wir gelobt haben.“

„Und was wird aus uns?“

„Ihr . . geht mit, denk' ich“, sagte der Alte kurz und sah den Grafen mit seltsamem Blinzeln an. „Aus alten Wiedertäuferzeiten weiß ich von

Manchen, denen ihr Leben wenig mehr galt, weil sie's genug genossen hatten. Wolltet Ihr noch leben? . . .“

„Nein“, sagte eine feste, klangvolle Stimme hinter ihnen.

Atalanta stand in ihrem Rücken. Sie legte dem Bruder die Hand auf die Schulter: „Wir gehn mit euch.“ — —

Den Vorabend des letzten Tages begingen die Krieger mit wildem Trinkgelage, bis alle sinnlos auf dem Boden lagen. Wachen auszustellen wurde nicht mehr Not befunden.

Ippolito und Atalanta begingen eine letzte, von Grabeschauern durchwehte Liebesnacht.

„Deine Küsse sind kalt“, sagte Atalanta ruhig zu dem Geliebten. „Es ist Zeit, daß wir enden.“

Dann aber warf sie sich ihm wieder schluchzend an die Brust und preßte ihn fest an sich . . .

Ippolito bat sie, ihm Alles zu verzeihen, was er über sie gebracht habe.

„Was hast du gethan?“, fragte sie, wie verwundert. „Was hätte besser und glücklicher kommen können, als es kam?“

Mit grauendem Morgen weckte sie der alte Weibel. Er war ganz nüchtern, nur sehr blaß, und eine seltsame Feierlichkeit lag auf seinem Gesichte.

Ippolito rüstete sich und bat Atalanten, sich bereit zu machen. Er wollte, daß sie einige Zuchwelen zu sich stecke. Sie wehrte ihn ab: „Wozu?“, sagte sie. „Wir werden nichts brauchen.“

Als sie in den Hof kamen, standen im perlgrau herniederrieselnden Morgendämmerlichte die Söldner, im besten Kleide, voll gerüstet, aber ohne Schußwaffen, beisammen und der alte Weibel brachte die rostige Eisenkette herbei.

„Schließt Ihr Euch mit uns?“, fragte er den Grafen.

Dieser fühlte, wie durch den an ihn geschmiegeten Körper Atalantens ein leichtes Schütteln, ein Frösteln im Morgenwind, zuckte und sich dem seinen mittheilte. Er verstand und schüttelte verneinend den Kopf.

Nein! Sie wollten nicht sterben, als ob sie mit Jenen verbrüderet wären.

Er drückte sanft den Arm Atalantens an seine Brust und empfand ihren dankbaren Gegendruck.

„Wie Ihr wollt. Allein ist's gefährlicher . . . Achtung!“ Die Elf umschlossen sich eng mit der Kette.

„Vorwärts.“

Ippolito umschlang Atalantens Leib, sie legte die Arme um seinen Hals und ließ sich von ihm mittragen. So leicht, dachte er, so jung . . . Einen

Augenblick war's ihm, als müsse er aufheulen, wie ein getretener Hund . . . Er überwand es aber. Sie war ganz still und atmete ruhig, als wenn sie schlief. Leise begann der Zug die Felsen hinab-zusteigen.

„Halt!“ flüsterte plötzlich die heisere Stimme des Weibels. „Hinter den Block da! Wir sind bemerkt . . . Ha!“ Ein Schuß krachte. Atalanta fühlte, wie ein Zittern durch Ippolitos Körper ging und seine Kniee wankten; sie schrie auf; im selben Augenblick stürzte Ippolito nach vorwärts auf das Gesicht und sie mit ihm, daß sein Kopf gerade auf ihre Brust zu liegen kam.

Ein kurzer Kampflärm folgte, der sich bald weiter abwärts zog; neben ihr erschienen Männer mit Laternen. Sie blieb liegen, wie betäubt, mit weit offenen Augen, und streichelte unwillkürlich mit der freien Hand die blutigen Locken Ippolitos. Einen Augenblick dünkte ihr, sie seien daheim, in ihrem Bette, — und Ippolito sei auf ihrer Brust eingeschlafen, und nun träumte sie so schwer . . .

„Seine Locken sind so feucht“, dachte sie. „Von Schweiß. Man muß ein Fenster öffnen, es ist zu heiß im Zimmer, zu heiß . . .“ Da faßten sie rauhe Hände und zogen sie empor.

„Es ist der Graf, aber tot“, sagte der bischöfliche Hauptmann, der, auf sein Rapier gestützt

neben der Leiche stand. „Bindet das Weib und nehmt es mit.“

Als die Sonne in einem Meere von Gold und Blut heraufschwamm, fielen ihre ersten Strahlen auf die elf Landsknechte, die, noch immer von der Kette umschlungen, im Ufersande lagen. Sie waren alle tot.

Auf den Thürmen von Bellagio aber wehte die Fahne des Bistums Como im Morgenwinde.

Atalanta wurde nach Como gebracht und dort vor das Gericht des Bischofs gestellt, unter der Beschuldigung der Blutschande. Sie versuchte gar nicht, sich zu verteidigen, gestand alles zu, was man wollte, und so oft einer der Beisitzer, von der Jugend des unseligen Geschöpfes gerührt, fragte, ob sie denn nicht guten Glaubens gewesen sei, sich keinem Verwandten hingegeben zu haben, antwortete sie jedesmal bloß: „Ich hätte dasselbe gethan, wenn ich sicher gewußt hätte, daß er mein Bruder war; denn ich liebte ihn.“

Mehr konnte man von ihr durchaus nicht zu hören bekommen.

Das Gericht erkannte auf den Feuertod. Da aber der Bischof von vertrauter Seite brieflich erfuhr, daß auch der deutsche König den Nachlaß der

Romagnola anstrebe und sich in Bellagio festzusetzen wünsche; und daß man von dieser Seite also damit umgehe, die Beklagte als unabhängige Reichsfürstin, die nur den König als Richter anzuerkennen habe, vom Geistlichen Gerichte herauszufordern und der eigenen Gerichtsbarkeit zu unterziehen, so entschloß er sich rasch, durch schnelle Vorbeugung diesen Eingriff abzuwenden und langen Streitigkeiten auszuweichen, und Atalanta wurde schon in der nächsten Nacht nach dem Urtheile im Gefängnis erdroffelt.

Sie hatte nur ein Alter von sechzehn Jahren und wenigen Tagen erreicht.

Ein Wort.

Heute fragte mich der Arzt, bevor er fortging:
„Beiläufig — wie stehts denn mit den Schmerzen?“

Er sah mich dabei recht seltsam an. Ich raffte meinen ganzen Willen zusammen, ballte ihn gleichsam in der linken Hand, die sich unter der Bettdecke krampfhaft zusammenzog. Ich sagte gleichgiltig: „Oh, wie früher. Ich fühle wol zuweilen welche, aber sie sind nicht gar schlimm. Ganz erträglich, Doktor.“

„So, so . . . das ist ja — schön,“ antwortete er langsam. Und fügte zögernd hinzu: „Denn andernfalls, wissen Sie, wäre auch noch nichts verloren zu geben. Wir haben ja — schmerzstillende Mittel genug. Offen gestanden — wir haben ja nichts so sicher Wirkendes mehr, als eben schmerzstillende Mittel.“ Seine Stimme wurde ordentlich lockend. „Eine kleine Injection, und die rebellischen Nerven legen sich still, ganz still, zur Ruhe. Hähähähä!“ — Er hat ein häßliches Lachen, dieser Arzt!

Ich mußte eine furchtbare Anstrengung machen, um mich nicht zu verraten. Die Verlockung war

so unendlich stark. Aber ich blieb aufrecht und sagte: „Besser, wenn man dergleichen nicht nötig hat.“ Ich versuchte sogar, dabei zu lächeln; es muß aber übel ausgefallen sein, denn der Arzt faßte rasch nach meinem Handgelenk und rief: „Ist Ihnen unwohl? Fühlen Sie . . .?“ „Ich fühle gar Nichts,“ sagte ich ziemlich grob und zog meine Hand fort. „Auf Wiedersehen, Doktor.“

Gott sei Dank, er ging.

Ja wol, es war eine Falle für mich, und mit teuflischer Klugheit hat er seinen Köder gestellt. Denn er weiß es wol, er muß es ja wissen, was ich für Schmerzen leide, unerträgliche, zerreißende; wie ich mir in langen, höllischen Nächten die Zunge blutig beißen und die Nägel tief in die Handflächen bohren muß, um nicht aufzubrüllen und zu kreischen vor Qualen. Und dieser edle Arzt möchte im Geheimen darüber rasend werden, daß ich noch an mich halte, nicht klage, mich behaupte, mich nicht ganz in seine Hände gebe. Oh, er hätte mich bald ganz, wenn ich um seine Hülfe bäte. Nur eine Minute lang müßte ich mich selbst aus den Händen lassen; dann käme das Mitleid der Fremden, die eigene Feigheit des Selbstbedauerns, die tausend blassen Dämonen der Schwäche und zerrten mich hinunter in den letzten Abgrund, der noch auf mich wartet, in die kindische Willenlosigkeit, die sich

pflegen und hätscheln läßt; denn die Tiefe aller andern Abgründe hab' ich schon gemessen. Auch in diesen letzten werde ich noch stürzen, ganz unfehlbar; aber noch nicht, noch nicht heute, wenn auch morgen vielleicht.

Ah, wie gut ist es, daß ich dieser furchtbaren Versuchung heute nicht erlag! Noch nicht! Es gehörte viel Mut dazu: folglich hab' ich noch Mut.

Denn sonst wäre ich ganz verloren. Wie seltsam sich das Leben selbst abschreibt! In demselben kleinen, nüchternen Zimmer mit den weißen Vorhangpaaren und den blaugrauen, durch die Schablone gemalten Ornamenten an den Wänden — wie oft wandert mein stumpfer Blick gedankenlos ihren zum Ekel wiederholten Windungen nach! — bin ich schon als kleiner Knabe gesessen und hab' mich — vor meiner Mutter gefürchtet . . . und nun liege ich wieder hier und . . . und fürchte mich vor meiner Mutter. Nun ja, sie liebt mich gewiß sehr; mehr zum Mindesten als irgend einen andern Menschen auf der Welt, sich selbst mitgeschlossen; und dann ist sie so unendlich stolz auf mich, die arme Mutter! Aber es wäre furchtbar, wenn ich mich ihr ganz anvertrauen müßte — nein das wag' ich ganz gewiß niemals. Wie stark und herrschsüchtig sie ist! Oh, sie würde mich pflegen, sicherlich pflegen bis zur Selbstaufopferung, denn

ſie hat keine Rachſicht mit ſich; aber es wäre für mich die ſchmählichſte Knechtſchaft, und — hell und triumphirend würde ſich ſelbſt über das Weinen und Jammern ihres Mutterherzens der Jubelgeſang ihrer befriedigten Machtfreude erheben; den ſie vielleicht ſelbſt gar nicht hört.

Ja, meine Mutter iſt eine äußerst merkwürdige Frau. Sie muß auch ſchon ein ſeltſames Mädchen geweſen ſein, von ausgeprägt männlichem Sinn und mit einem Wirrwarr von unbeſtimmten Freiheitsgedanken im Kopfe, welchen ſie ſich ſelbſt nicht zu ordnen wußte und den ſie darum umſo eigenſinniger behauptete.

Wenigſtens ſträubte ſie ſich hartnäckig gegen die Ehe und ſchlug alle Freier, die ſich heranwagten, mit harten, höhniſchen Worten auf immer in die Flucht. Es iſt ſchon ſeltſam genug, daß ich alle dieſe Dinge von meiner Mutter ſelbſt erfahren habe, und zwar, als ich noch ein kaum halbwüchſiger Junge war. Nur der letzte Freier, der ſpäter mein Vater wurde, ließ ſich nicht verſcheuchen, hielt fauſt und ſtandhaft alle böſen Worte und Stachelreden, die über ihn in dreifachem Guſſe niederſtürzten, aus und widmete ihr einen Jahre langen, unverdroſſenen und verehrungsvollen Gottesdienſt, biß ſie ihn endlich doch nahm — eigentlich weiß ich nicht, warum; geliebt hat ſie ihn nicht, das hab' ich aus ihrem

eigenen Munde, und sein langer, treuer Dienst erweckte in ihr keine Rührung, sondern nur mitleidigen Spott; vielleicht nahm sie ihn, weil sie doch einmal heiraten mußte und da am Liebsten den Schwächsten haben wollte, den sie bekommen konnte

Ob mein Vater dann glücklich war, weiß ich nicht; ich glaube aber kaum. Er war ein schüchtern, bescheidener, friedlicher Mann, dessen Wünsche sich nur ein einziges Mal zum Fluge nach einem hohen Ziel erhoben hatten; damals, als er mit allen Sinnen das Weib zu gewinnen trachtete, dessen Besitz für ihn gar keine Befriedigung bedeuten konnte; — und der dann, wie von dieser einen großen Anstrengung für den ganzen Rest seines Lebens abgesspannt und entkräftet, noch ein stilles Schein-dasein von zehn oder elf Jahren führte und, bevor ich noch mein neuntes Jahr erreicht hatte, starb. Wie wenn seine Bestimmung, mit der er überhaupt in die Welt gekommen, nur die gewesen wäre, die starke und herbe Jungfrau, die eine Mutter werden sollte, zum Weibe zu erschließen und zur Mutterschaft zu erwecken, und er nun, nach erreichtem Daseinsziel, mit demselben beruhigten Bewußtsein der erfüllten Lebenspflicht abgehen könnte, als jene kurzlebigen Insekten, deren einziges Geschäft im vollkommenen Zustande auch nur die Zeugung der folgenden Geschlechter ist.

Ich erinnere mich kaum, daß eine Mutter mir je von meinem Vater erzählt hätte; und ich trage auch nur ein sehr verwischtes Bild von seinem Außern in meinem Gedächtnis.

Mit meinem Vater bin ich kurz vor seinem Tode einmal in der Kirche gewesen; mit meiner Mutter nie. Sie selbst ging nicht hinein; sie ist eine vollendete Ungläubige und sagt das Jedermann, der es hören will, frei ins Gesicht. Wahrscheinlich hat sie noch in ihrer Mädchenzeit durch Lesen und und irgendwelchen mir unbekanntem Verkehr die bestimmenden Eindrücke empfangen; aber jedenfalls sog ihr ganzes Wesen, von Natur dafür vorbereitet, dergleichen Gedanken begierig in sich auf und formte sie zu einem Stück von sich um; und ich habe sie oft selbst sagen hören: wenn andere Menschen Vergnügen daran finden, wie Marionetten an langen Fäden zu baumeln und zu tanzen, so sei das Geschmackssache; sie aber wolle davon Nichts wissen und schon so ein Gedanke könne sie empören. Solche Dinge predigte sie mir, als ich kaum selbst zu reden gelernt hatte, alle Tage; eine große, verworrene und unlogische, aber energische Philosophie, die sie in langen, einsamen Stunden selbst aus sich herausgesponnen hatte. Sie redete mit mir ohne Scheu von Dingen, die sie nicht verstand und die ich damals noch weniger verstehen konnte; und da ich

aus kindischem Ehrgeiz den bloß zuhörenden Teil dieser sonderbaren Unterhaltungen nicht abgeben mochte, antwortete ich ihr, indem ich ihr das von ihr Empfangene in einigermassen veränderter Form und Zusammensetzung zurückgab, und so bildete sich eine ganz eigentümliche, nur ihr und mir verständliche Rede- und Bezeichnungsweise zwischen uns, eine Art Geheimsprache, in der jedes Wort seinen besonderen, ungewöhnlichen Doppelsinn hatte. „Mut haben“ . . . ach ja, es hieß damals so viel, als „Nichts glauben“; aber es gewann im Laufe der Jahre noch eine besondere Bedeutung: „Nicht an Gespenster glauben“ nämlich.

Der Anfang meiner Gespensterfurcht verliert sich für mich in die unbestimmte Dämmerung der frühesten Kinderjahre, und wie irgend eine andere Wesenseigenschaft wuchs auch diese Furcht mit mir heran und umschattete mich mit immer weiteren Flügeln. Und dabei hatte ich mich doch längst mit allem Gottglauben endgültig abgefunden; aber die Gespenster waren zählebiger, als der Gott Meines Erinnerns wurde meine kindliche Einbildungskraft durch keinerlei fremde Einflüsse in diese Bahn gelenkt; wir hatten niemals Dienstboten im Hause, zu Nachbarnleuten oder anderen Bekannten kam ich so gut wie nie, und meine Mutter war gewiß die Letzte, einen Aberglauben, den sie ver-

achtete, in meine junge Seele zu pflanzen. Und trotzdem, und bevor ich noch ein Buch lesen oder buchstabieren konnte, bevölkerte ich alle finstern Winkel und Gänge des Hauses mit Sputzgestalten, von denen ich zwar keine deutlichen Bilder, wohl aber die Vorstellung einer unbestimmten, graufigen Schreckhaftigkeit hatte; erfüllte ich das mächtige Dunkel meiner Schlafkammer mit Höllenfragen, die ich sofort sehen konnte, wenn ich nur die Augen schloß, und die geräuschlos im Finstern umher-schlichen und jeden Augenblick mit ihren kalten Fingern mein Gesicht streifen, meine Hand fassen, die Decke von meinem Kopfe wegziehen konnten, wenn ich darunter Sicherheit gesucht hatte. Die traurige Gabe, Alles zu sehen, was nicht ist, schien mit mir geboren zu sein, vielleicht das überkommene Erbtheil von vielen vorangegangenen Geschlechtern; so mächtig griff das Angstgefühl in meine Seele. Zuweilen blieb es nur bei einem einfachen, manch-mal selbst nicht unbehaglichen Gruseln; zuweilen aber steigerte sich meine Angst auch zu einem wahren Paroxismus von Entsetzen, der mein Haar sträubte, kalten Schweiß auf meine Stirne trieb und meine Zähne klappernd zusammenschlug.

Da kam es dann vor, daß ich in meinem Übermaß von Grauen nach der Mutter rief, die im Nebenzimmer ruhte. Nie habe ich mehr einen

so gewaltigen Ausbruch des jähren Zornes bei einem Menschen erlebt, als damals bei meiner Mutter. Alle Ausdrücke des Hohnes und der Verachtung, die sich ihr eben bieten wollten, häufte sie auf mein Haupt; einen elenden Feigling nannte sie mich, einen jämmerlichen Schwachkopf; ja, einmal schlug sie mich sogar; es war und blieb das einzige Mal, und sie wurde darnach totenbleich und brach in Thränen aus.

Die Furcht vor der Mutter blieb dann immer eine zeitlang stärker, als die Geisterfurcht, und ich wagte nicht, mich zu rühren, wenn auch ein gespenstiges, gleichförmiges Klopfen, wie ein langsam schwerer Fall dicker Tropfen, auf dem Fußboden näher und näher kam, oder die Bretter der Dielen und Schränke wie unter leichten Schritten oder Berührungen leise erknarren. Bis endlich wieder die eine Angst die andere besiegte und von Neuem der Zorn der Mutter die Gespenster verscheuchte.

Dabei war ich durchaus kein furchtsames oder verschüchtertes Kind; ganz im Gegenteil; jenes Leben mit den Gespenstern bildete einen ganz abgesonderten Teil meines Daseins und kam mit meinen anderen Gedanken und Beschäftigungen überhaupt nicht in Berührung.

Allmählich lernte ich die verbotenen Angstgefühle

auch vor der Mutter verbergen, so daß sie nach einiger Zeit ganz daran vergaß oder mich für geheilt hielt, lange bevor ich selbst mich durch wachsende Einsicht und Willenskraft davon befreite oder vielmehr — auf andere Gedanken geriet und für diese Kindereien überhaupt keine Zeit mehr hatte.

Und nun . . . ist es nicht verächtlich, lächerlich, jämmerlich über alles Maß? — nun fürchte ich mich wieder vor meiner Mutter und . . . und noch vor Einer . . . und Das ist wieder die alte Gespensterfurcht . . . und ich darf nie wagen, meiner Mutter davon zu sprechen; denn Das wäre der letzte Abgrund.

Möchte mein Ende schnell und schrecklich sein! Aber die Auflösung kommt mit schleppenden Altwelberschritten zu mir.

. . . Ich habe mein Lebtag kein Tagebuch geführt. Ich erkannte keinen Richter über mir, noch in mir, dem ich über mein Treiben Rechenschaft schulde. Ich thue auch heute nicht, obzwar ich in gewissem Sinne an die Vergeltung glauben muß. Vergeltung? Lieber nannte ich es den unabwendbaren Lauf der Dinge, in dem sich Eins ans Andere schließt, Ring auf Ring in der unendlichen Kette. Aber — liegt es dann auch im Laufe der Dinge, daß ich immer, jede Nacht, von der Einen träumen

muß, deren Namen ich heute nicht aussprechen, nicht schreiben mag — nun meinetwegen ja, aus Feigheit, weil ich nicht an sie denken mag, weil ich mich sogar ein bißchen kindisch fürchte, ihr Gesicht dort — in der dunklen Ecke — aufdämmern zu sehen, — ganz weiß, mit einem dunklen Blutstropfen, der schwer und schwarz über Lippe und Kinn rinnt, — wie ich sie schon tausend und tausend Mal gesehen habe. Natürlich sind das nur Fieberdelirien, natürlich! Aber ich fürchte mich vor solchen Delirien. Sie können einen Mann eher, als die schlimmsten Schmerzen, dazu bringen, daß er schwach wird, verrückt und kindisch, und nach der Mutter schreit, um sein Gesicht an ihrer Brust zu verstecken, Nichts mehr zu sehen, sich in Schlaf zu lullen . . .

Ist das Vergeltung? Wird die letzte Schmach, die kommen muß, wird die feige Flucht vor Allem, was nicht ist, die Rache der Toten dafür sein, daß ich der Freieste der Freien sein wollte?

Ich werde aber wirklich kindisch. Was aus so leerem, krankem Schädel für tolle Blasen aufsteigen!

Ich muß nämlich schreiben, irgend Etwas, was immer es sei.

Als ich vor vier Monaten krank und elend heimkam, zu der alten Mutter, die mich freilich —

Es a ch s, Bon zwei Geschwistern.

ganz anders zurück erwartet hatte, — da konnte ich es nicht über mich bringen, ihr die ganze jämmerlichkeit dieses Zusammenbruches, dieser Heimkehr des Unterlegenen zu gestehen; vielleicht wollte ich mich damit verschonen, vielleicht auch sie, denn sie ist so stolz auf mich! Ich kam, ohne viel zu reden, legte mich zu Bett und ließ mir den Arzt holen. Beiläufig erwähnte ich auch, daß mir das Geld fast ausgegangen sei. Aber ich sagte ihr nicht, daß ihr kurzes Wittum jetzt meine letzte und einzige Rettung vor dem Armenhospital und der gemeinen, der ganz gemeinen Mildthätigkeit geworden war. Auch sie fragte nicht weiter, denn sie ist hart und stolz, wie ich.

Nur: als die Krankheit vier, sechs, acht Wochen dauerte und sich noch immer so gar nicht zur Genesung wenden wollte, da konnte ich wohl merken, wie sie ungeduldig wurde. Sie ging immer um mich herum, sah meinem Nichtsthun zu und schwieg; und manchmal, wenn sie mir auf eine gleichgiltige Frage erwiderte, hatte ihre Stimme den harten Metallklang, den ich noch von meiner Kindheit her so gut kenne. Eines Tages folgte sie dem Arzt, als er fortging, ins Vorzimmer und war, als sie zurückkam, sehr schlecht gelaunt; offenbar hatte sie sich erkundigt, wie lange meine Krankheit noch dauern könnte, und keine gar tröstliche Auskunft erhalten.

Da fragte ich sie: „Was hast Du, Mutter? Fehlt Dir was?“

„Nichts“, antwortete sie kurz und hart.

„Oh doch“, sagte ich. „Ich weiß auch, was. Du bist ungeduldig, daß ich Dir hier so lange krank liege. Du hast ja auch Recht. Morgen geh' ich.“

Sie sah mich an und fragte: „Wohin?“

„Ins Spital, Mutter.“

„Dummkopf! Du glaubst doch nicht, daß Du mir zur Last bist? Es langt noch für uns Beide. Du willst wohl, daß die Leute sagen, ich hab' meinen Sohn ins Spital schicken müssen? Das wär' Dir wohl Recht? Das giebt's nicht. — Wissen willst Du, warum ich ungeduldig bin? Da: Warum arbeitest Du nichts? Du sollst etwas schreiben, Robert. Nicht ums Geld. Etwas Schönes und Gutes, wie Du's kannst. Du brauchst nicht ums Geld zu schreiben. Zeit hast Du: zeig' dem Volk wieder einmal, was wir können, Rob!“

Ich blieb in Nachdenken versunken. Das wollte sie mit aller Ungebuld und allem Eifer ihrer starken Seele: sie wollte ihren Stolz zufrieden haben, ihren lächerlichen, rührenden, hochfahrenden Mutterstolz! Und darum sollte ich schreiben, veröffentlichen.

Ich hätte ihr's mit einigen Worten sagen kön-

nen, daß es mit dem Schreiben für immer aus ist; daß mein erschöpftes Gehirn keine zusammenhängenden Gedanken, die zerrüttete Phantasie keine vollständigen, unverzerrten Bilder mehr hervorbringen kann, — aber ich habe ihr das nicht gesagt; nur still Feder und Papier verlangt. Und da brachte sie mir gleich am Nachmittag ein künstliches Bett-schreibepult neuester Erfindung angeschleppt, das sie in der Stadt um teures Geld für mich gekauft hatte; nicht für mich, sondern für ihren Traum von einem Sohn, der noch immer in ihr lebte, wie er gleich in ihr emporgewachsen war, als sie sich zum ersten Male Mutter fühlte. — Hätte ich ihr sagen sollen?

Seitdem verbringe ich von jedem Tage mehrere Stunden mit meiner „Arbeit.“ Ich habe der Mutter geheimnisvolle Andeutungen von einem großen, gewaltigen Kunstwerk gemacht, das ich in mir trage und das ich jetzt schaffen werde; — damit ist sie glücklich und lächelt heimlich, wie ein vergnügtes Kind, wenn sie mich am Bulte sieht. Ich aber schreibe und schreibe, — zuerst versuchte ich es damit, aus dem Gedächtnis bekannte Gedichte, eigene und fremde, aufs Papier zu bringen; da hielt aber mein Vorrat nicht lange vor; dann verfaßte ich Briefe an erfundene Personen, und als mich auch hier die Phantasie im Stiche ließ, schrieb ich nur

das Alphabet, oder ganz sinnlose Worte, zehn, hundertmal hintereinander. Aber dabei hätte ich schließlich blödsinnig werden müssen. Endlich kam mir der Gedanke, ein Tagebuch zu führen, und der hat sich meiner nun mit solcher Kraft bemächtigt, daß ich von einer wahren Schreibwut erfüllt bin und Seite auf Seite bekritzle.

Das hat aber einen besonderen Grund. Diese Schreibwut ist nur der Ausdruck eines andern, dahinter lauern den, übermächtigen Triebes, der bloß ihre Gestalt angenommen hat, um sich leichter zu befriedigen.

Der Trieb, Alles zu sagen. Die unbezwingliche Lust, mich nackt zu zeigen. Sei's nur vor mir selbst. Die wahnsinnige Begierde, die mich zu dem einen Punkte hindrängt, vor dem alle meine Gedanken, wie scheue Rosse, entsetzt zurückbäumen.

Ich suche alle möglichen Ausflüchte, um diesem Wirbel zu entkommen, der mich übermächtig in sein schwindelndes Drehen hineinreißt. Ich will über meine Kindheit weiter schreiben, ich will an meine Jugend denken und an Das, was weit zurückliegt.

Aber nein, nein, nein, von dem einen Punkte komme ich nicht los, das weiß ich . . und . . ich möchte nicht davon loskommen . . . Aber ich fürchte mich sehr davor. Denn Das kann der Schritt in den letzten Abgrund werden, gerade Das. —

Ich habe heute fast den ganzen Tag geschrieben; es war ein nüchtern heller Märztag, noch ganz winterlich, trotz seines prahlenden Sonnenglanzes.

Jetzt bin ich so müde, daß ich mich nicht mehr sitzend halten kann. Mein Rücken sinkt von selbst in die Kissen zurück . . .

Da lag ich mit geschlossenen Augen wohl eine halbe Stunde lang und wiederholte nur immer: Der letzte Abgrund. Der letzte Abgrund. Der letzte . . .

Und nun weine ich. Langsam quält sich eine Thräne, und noch eine, aus meinen brennenden, heißen Augen und rollt mir lauwarm über Wangen und Lippen, daß ich ihren Salzgeschmack spüren kann: weinen muß ich, denn es preßt mir die Kehle so eng und schmerzhaft zusammen, daß ich ersticken möchte: und doch ist keine Linderung in diesen Thränen.

Meine Mutter hat draußen Besuch. Und nun hab' ich sie eben sagen gehört — gerade, wie ich dasag und wiederholte: der letzte Abgrund — hab' ich sie sagen gehört, mit ihrer klaren, stolzen Stimme, die sich gleichsam hoch emporreckt beim Sprechen: „Bitte, reden Sie nur leise. Mein Sohn ist zu Hause. Mein Sohn, der Dichter. Er arbeitet an einem neuen Werk, müssen Sie wissen. An einem großen Werk . . .“

Stürmisches, aufgeregtes, aufregendes März-
wetter. Ein heißer Thauwind hat sich aufgemacht
und hezt weißgraue Wolfenfehen in rasendem Lauf
über den Himmel, und rastlos wechseln Sonnen-
glanz und Wolkendüster. Ich kann von meinem
Bette aus nur ein kleines Stück Himmel sehen, das
bald feucht-tiefblau, bald schmutzig-weiß aussieht;
aber an der Wand des gegenüberliegenden Hauses
und in den spiegelnden Fenstertafeln des Ober-
stockes kann ich dem Spiel der Lichter folgen. Es
zieht mich unwiderstehlich mit in seine unruhige
Haft. Jede Faser in mir führt ein selbständiges,
zuckendes Leben für sich.

Ich bin nicht imstande, irgend ein Glied auch
nur für einen Augenblick in ruhiger Lage zu be-
lassen, so schreckliche Schmerzen mir auch jede Wen-
dung verursacht. Seit frühem Morgen martert
mich diese verzehrende Rastlosigkeit.

Die Nacht war furchtbar. Zuerst konnte ich
einschlafen; aber ich mag kaum einige Minuten ge-
schlummert haben, als ich so heftig erweckt wurde,
als ob mich Einer mit rauhem Griff bei den Schul-
tern emporgerissen hätte. Es war aber Niemand.
Natürlich war es Niemand, ich hätte das nicht erst
sagen müssen.

Wenn nicht vielleicht doch . . . sie im Zimmer
war? Wie sie nur hineingekommen sein kann?

Und dabei ist sie doch schon lange tot; über ein Jahr. Es kann nicht viel von ihrem armen, schwachen Körper mehr übrig sein . . .

Als das vorüber war, was ich nicht sagen will, hatte ich ein merkwürdiges Gefühl. Mir war, als ob sich mein bewußtes Ich teile, ganz langsam, schmerzlos und bedächtig. Ich empfand mich als zwei, drei Personen, die mit einander sprachen, einander ausschalten und auslachten. Die Teilung ging fort und immer weiter, zuletzt hatte jedes Glied seine eigene bewußte Persönlichkeit. Das Ur-Ich, das trotzdem ganz gebliebene, sagte zum Bein, das schwer auf dem andern lastete und doch nie zur Ruhe kam: Will der Kerl denn gar nicht ruhig sein, der verfluchte . . ? —

Und nun hat sich diese ganze marternde Urrast, diese leidenschaftliche, jagende Hast in den Einen wahnsinnigen, drängenden, treibenden Wunsch verwandelt: zu reden, zu schreiben, Alles zu sagen. Wie ein ungeheurer Druck auf mein Innerstes preßt es die Worte über meine Lippen, und ich sage sie mir leise murmelnd vor, eh ich sie schreibe. Einer, der zusieht, könnte meinen, daß ich Verse drehfle.

Herrgott, einmal im Leben die Wahrheit zu sagen! Alles, Alles, auch Das, was man sich in schlaflosen Nächten nur halb selbst gesteht, und

wobei man vor ohnmächtigem Selbsthaß in die Polster beißt . . .

So viel habe ich mir und den Anderen vorge-
logen mein Lebelang, ich, ein Dichter. Was soll
das Predigen? Ich weiß es, natürlich, und es ist
ja ganz richtig, wir sind die Wahrheit Niemandem
schuldig; bloß, weil sie die Wahrheit ist, hat sie
noch keine Wunderkraft, und eine gesunde Lüge
taugt tausendmal mehr, als zehn frange Wahrheiten.
Und vielleicht giebt's auch überhaupt keine Wahr-
heit. Und so weiter.

Aber ich, ein Dichter, der Kunstwerke schaffen
wollte; dessen Handwerk darin besteht, zu ver-
schleiern, umzuformen, zu kleiden und zu deuten;
ich, ein Lebenskomödiant, der von Kindheit auf
seine Rolle trefflich durchgeführt hat — plaudite,
amici! — und nur gegen Schluß jämmerlich
stecken geblieben ist; ich, was wollt ihr weiter, will
und muß einmal heraus mit der Wahrheit; zu
meinem Vergnügen meinethalben. Warum soll ich
nicht auch meinen Spaß haben? Es regt mich
schrecklich auf; was thut's? Mir kann nichts mehr
schaden.

Ich will mich einmal nackt zeigen. Die Lust
dazu hat mich so übermächtig angefallen; sie ist
mir aus dem Hinterhalte auf den Nacken gesprun-
gen, wie eine Pantherkatz; — ich muß immer an

einen armen Wahnsinnigen denken, den ich einmal auf offener Straße, bei helllichem Tage Kleidungsstück nach Kleidungsstück von seinem elenden Leibe reißen sah — in geschäftiger, ernsthafter Hast — und der dann ganz entblößt, unter verrücktem Nicken und Lachen einen wildgrotesken Boßstanz vor den entsetzten Blicken der Spaziergänger aufführte . . Die Polizei nahm den armen Burschen gleich fest und sie führten ihn auf die Wache und in irgend einem Irrenhause ist er wohl längst elend verkommen.

Am Ende ist er gar nicht so wahnsinnig gewesen, muß ich jetzt denken. Vielleicht hat er auch nur einem übermächtigen Triebe, sich nackt zu zeigen, gehorchen müssen, der jeden Menschen einmal erfassen kann. Vielleicht war er lebenslang ein Schauspieler oder sonst ein Gaukler, der im Geheimen nach Wahrheit dürstete . . .

Mich werden sie nicht mehr auf die Wachtstube führen, und auch nicht ins Irrenhaus; dafür ist gesorgt.

Aber hübsch zu sehen wird es auch nicht sein. Ja, wenn das noch vor einigen Jahren gewesen wäre, da hätte so manche feine Dame, die jetzt nach der hohen Obrigkeit schreien wird und sich die Augen fest zuhalten, unter den vorgehaltenen Fingern gern und scharf genug hervorblinzelt: *vergognosa di Pisa*,

o alter Schalk Banozzo Gozzoli, der Du sie gut gekannt hast! Keine hätte sich das Bild entgehen lassen. Denn damals hätte ich mich zeigen können, daß es euch gefreut hätte, auch euch, ihr Jugendhaften: denn Leib und Seele waren frisch und jung und schlanken Wuchses, wie es den Frauen gefällt. Mit Rosen und Cleander hätte ich mein Haupt bekränzt, und mancher Bildhauer hätte dann gern einen Schwerttänzer nach mir geformt, wie ich mich federnden Sprunges zwischen die Schwertschärfen des Lebens warf.

Heute tanzt ein scheußliches, halbverwestes Gerippe, kaum ein Schatten von Dem, der war, vor euch herum. Seht nicht zu genau her. Es möchte euch grauen.

Nein, haltet euch nicht die Ohren zu, teure Mitmenschen. Es nützt nichts, das weiß ich, weil ichs an mir selbst erfahren habe. Im Gegenteile: ich höre die kreischende, eingerostete Stimme, die mir mit teuflischem Richern und Glücken dieses verfluchte, tolle Zeug in die Ohren schreit, nur noch viel deutlicher, je fester ich die Daumen in die Ohren drücke.

Ich muß es herausschreien, sonst erstickt's mich. Es sitzt mir schon längst wie ein aufsteigender Blutsturz im Halse fest.

Einen Mord habe ich begangen! Jetzt steht es

da. Wer hat es eben laut gesagt? Ich oder ein Anderer? Es ist Niemand im Zimmer . . .

Ja, ich habe einen Mord begangen. Und während mich das Grausen und der Abscheu vor mir selbst schütteln, will doch zugleich ein grelles Hohngelächter, ein triumphierendes Auslachen nicht im verschwiegenen Innersten bleiben. Ja, ich lache euch aus, Priester, Richter, Staatsanwälte und all ihr Opferaltäre der blutigen Götzen, denn nicht nur, daß Alles, was Gerechtigkeit und Sitte und ähnlich heißt, bald weit hinter mir liegen wird: daß ich bald irgendwohin gehen werde, wo mir keine Polizei nachkann, — nur ordinäre Diebe gehen nach Amerika —: ich habe die Sache auch so fein und listig angefangen und durchgeführt, daß mir Nichts, gar Nichts davon nachgewiesen werden könnte. Mein Verbrechen hat keine Zeugen gehabt, keine Spuren hinterlassen. Eines feinen und heiligen Instrumentes habe ich mich dazu bedient. Keinem habe ich Gift gereicht, gegen keinen die meuchlerische Hand erhoben — Herrgott, ich könnte keine Fliege zerquetschen!

Ich habe sie durch ihre Liebe gemordet, und sie war ein schwaches, krankes, elendes Geschöpf, und das mich sehr liebte . . .

Ich habe sie durch ihre Liebe gemordet und nur zu meinem Vergnügen. Ich that es aus reiner

Mordluft. Es war eine Unterhaltung, ein Zeitvertreib, wie jeder andere. Nicht einmal eine leidenschaftliche Freude war darin. Es war lange nicht das abgefeimteste, wildeste Vergnügen, das ich genossen habe. Ich blieb recht ruhig, ganz lau und flau dabei. Keine wilde, maßlose Leidenschaft, unwiderstehlich, wie ein kreisender Wirbelsturm, hat mich auf den Weg des Frevels gerissen. Wenn es solche Leidenschaften überhaupt gibt, so bin ich wenigstens deren durchaus unfähig. Wie gesagt, es handelte sich nur um ein Vergnügen und einen kleinen Zeitvertreib. Vielleicht sind ein paar langweilige Stunden an Allem Schuld.

. . . Nein, nein, nein, nein, ich brauche keine Vergebung. Keine Vergebung, sag' ich!

Etwas Feiges in mir rang eben die Hände und stöhnte: Oh mein Gott, oh mein Gott! Aber ich will nicht beichten und ich brauche keine Vergebung; glaubte ich deren zu bedürfen, ja, dann müßte ich verzweifeln!

Aber für mich hat ja jetzt nur Eins mehr Wirklichkeit: das Geschehene, nicht zu Ändernde, nicht zu Bereuende, das . . .

Ich konnte gestern nicht mehr weiter schreiben. Meine Hand fuhr krampfhaft in der Luft hin und

her, das Papier streifend, aber ohne Kraft zu schreiben; und ich hatte nicht mehr so viel Herrschaft über meine Muskeln, um mich dazu zu zwingen.

Heute bin ich viel ruhiger, freilich furchtbar matt. Das macht: sie war heute Nacht bei mir. Sie ist jetzt ein Vampyr geworden. Wenigstens schien es mir so; ich sah nur ihr käseweißes Gesicht, der Körper vom Halse abwärts verlor sich in zerfließenden Dunst. Sie muß mir mit ihren blassen Lippen ziemlich viel Blut ausgesogen haben; aber es war ein angenehmes Gefühl, solange sie saugte; zuerst ein leichter, stechender Schmerz und dann das Ziehen ihrer kühlen Lippen, wie ein langer, langer Kuß, und eine süße, schläfrige Müdigkeit, die langsam vom Kopfe durch den ganzen Körper floß. Als sie fortging, habe ich sie nur undeutlich gesehen, weil ich schon so müde war; aber es floß ihr wieder ein dünner Blutstreifen von den weißen Lippen über das spitze Kinn herab; diesmal war es wol mein eigenes Blut, nicht ihres. Sie hat ja gar keines mehr, die Ärmste; schon, als sie noch lebte, hat sie so wenig Blut mehr gehabt. Ich kann ihr's nicht übel nehmen, daß sie nun zu mir um Blut kommt; und dabei habe ich noch die höhnische Genugthuung, daß sie mir Gutes erzeugt, wo sie mir Schaden und sich rächen will; denn als sie fort war, habe ich so lange und ruhig

geschlafen, wie schon lange nicht, und als ich aufwachte, war mir woler.

Natürlich war das Alles, was ich da erzählt habe, nur ein Traum. Aber ich habe gut geschlafen heute Nacht, und nun bin ich so süß beruhigt, daß ich weinen möchte.

Draußen ist ein grauer, schmutziger Himmel und dünner, wässriger Schnee, der unablässig, langsam und fleißig, herunterflokt, um auf dem Boden — wie ich mir denke — gleich in den schwarzen Schmutzlachen zu zerfließen. Nur Flocke um Flocke, Tag um Tag herunter! Unten das graue Nichts. Die Stimmung paßt mir heute und ist mir fast behaglich.

Nein, mit dem zerfließenden Märzschnee wollte ich nie verglichen sein. Wie eine Rakete wollte ich sein, die zischend in das Schwarz des Nachthimmels hinaufschießt und sich flammend eine gelbe Bahn bis in die Wolken gräbt, und dann droben mit einem lauten Krach in tausend funkelnde Rubine, Smaragde, Saphire, Topase, in tausend strahlende Farbensterne zerspringt, die weit umher wirbelnd den ganzen schwarzen Himmel mit ihrem Glanze erfüllen. Aber dann ist Alles aus. Die Rakete ist tot . . . Und jeder Stern sollte ein leuchtendes Kunstwerk sein.

In diesem Bilde wollte ich mein Leben sehen,

damals, als ich noch sehr arm und sehr jung und sehr stolz war, und die Welt erobern wollte und die Kraft in mir fühlte, zehn Welten zu erobern; so felsenfest glaubte ich an mich.

Oh, meine kleine, dunkle Studentenstube, im vierten Stockwerk eines Vorstadthauses! Ja, sie war eine rechte Prätendentenherberge. Auf der Treppe roch es immer nach Leim und Schusterpech, um die Mittagsstunde auch nach Zwiebeln und Suppe. Aber es kamen Kameraden, Söhne aus den feinsten Häusern, zu mir auf Besuch und durften sich nicht beklagen. Denn ich hatte mir schon im ersten Studienjahre eine große Anhängerschaft von gleichaltrigen und älteren Jünglingen erworben, die meinen großen Worten lauschten, sich mit mir daran berauschten und begeisterten und an mich einen brennenden Glauben hatten. Ich besuchte sie nie; denn ich war zu eitel und zu bettelstolz, um in meinen abgetragenen Kleidern unter die Reichen und Vornehmen zu gehen. Aber ich wußte, daß ich nicht nur Kunstwerke schaffen, sondern auch stark und schön leben mußte, daß ich mein Leben gestalten mußte, und daß ich ein Recht dazu hatte, stark und schön zu leben. Das war ein ausgemachter Glaubenssatz, dessen erste undeutliche Gestaltung noch von der Mutter herrührte und an dem es kein Zweifel gab.

Und meine Freunde, die begeistert an mir hingen, die habe ich dann auch mitleidslos ausgenüzt und bei Seite geworfen, wenn es an der Zeit war, — und doch sind sie es gewesen, die mich für ein paar Jahre so sehr in die Mode brachten und zu einem so berühmten Manne schufen, daß noch heute Mancher bei meinem Namen aufhorchen mag.

Wo ist jener hohle Ruhm, wo ist die Mode von vor fünf Jahren? Welche Dame trägt jetzt noch langschößige Überjacken? Wer liebt noch meine kleinen, niedlichen Sachen?

Ja, es waren nur kleine, niedliche Sachen, aufpoliert und zugeschliffen, daß sie funkelten, wie echter Schmuck; aber sie waren doch Nichts als Glas und Blech. Das waren meine großen, leuchtenden Künstlerwerke . . .

Schöne Kunstwerke, die ich geschaffen habe! Ein schönes und starkes Leben, das ich gelebt habe! Was sich wol die Freunde alle denken mögen, die nur für mich lebten, sich mühten und opferten, um mich hinaufzutragen? Sie lächeln gewiß behaglich über ihre begeisterten Jugendthorheiten, warm und weich in Glück und Liebe eingebettet. Oder der Eine und Andere, der in Zweifel und Kummer und Elend sitzt, flucht mir, weil ich seine erste und schlimmste Enttäuschung war. Vielleicht

Sachs, Von zwei Geschwistern.

kostet mein Schicksal Manchem den reineren Teil seines Lebens . . .

Was kümmert das mich? So wenig, als es mich damals kümmerte. Ich ließ mich emportragen und schien mit eigenen Flügeln zu schweben. Hinauf, hinauf — es war doch schön da droben.

Ich bin so schläfrig von dem grauen, eintönigen Licht. Heute Nichts mehr. Es ist ein glücklicher Tag gewesen.

Ich habe mehrere Tage Nichts geschrieben. Nach dem grauen Schneewetter von neulich fiel wieder ein starker Frost ins Land und zog mir die Glieder in Krampf und Schmerz zusammen, wie er die Wasserpiegel der Tümpel und Lachen draußen zu straligen Eishäuten anzieht. Ich konnte mich nicht bewegen und lag, wie gelähmt. Die Stunden waren so sehr von meinen körperlichen Qualen und den Anstrengungen, die ich machen mußte, um sie zu besiegen, erfüllt, daß mir keine Zeit blieb, meine Bekenntnisse fortzusetzen.

Noch einmal ist es mir gelungen, allein mit meinen Peinigern fertig zu werden und meine Angst- und Schmerzensschreie zu ersticken. Nun ist es vorüber. Gestern war ich ganz stumpf vor Ermattung. Meine Mutter sah mich ein paar Mal so sonderbar an — ahnt sie Etwas? Heute Mor-

gens hatte sie rote Augen; wie wenn sie bei Nacht geweint hätte. Ich raffte mich auf und ließ mir mein Schreibpult ins Bett bringen. — —

. . . Wie kam es nur, daß ich überhaupt auf sie aufmerksam wurde? Sie war doch wahrlich keine auffallende Erscheinung. Ihr ganzes Wesen schien sich gleichsam absichtlich zu verwischen, schien den Blick eines Fremden mit derselben scheuen Geschicklichkeit zu vermeiden, wie jene kleinen, schlanken, furchtsamen Eidechsen, welche die Gabe besitzen, nach Farbe, Gestalt und Bewegungslosigkeit ganz in ihrer Umgebung aufzugehen. Das ist ihre einzige Waffe gegen ihre Feinde.

Das war ihre einzige Waffe gegen ihren Feind.

Ihre schlanke, magere, ziemlich flache Gestalt, die leicht vornüber gebeugte Haltung, der kleine Kopf auf dem dünnen langen Hälschen, stets etwas seitwärts geneigt, das Alles ging ohne Eindruck vorüber und war auch gleich vergessen. Ihr ganzes Gesicht war von einer gelblichen, nicht gesunden Blässe, an der höchstens ihre vollkommene Gleichmäßigkeit auffallen konnte; die Lippen schmal, fast weiß; die Augen hellgrau, mit blassen, grünlichen Punkten in der Iris. Zu dem Ganzen stimmten schwere, aschblonde Haarflechten, die sonst als schön hätten gelten können, so schlecht, daß sie dem Gesamteindruck eher ungünstig waren. Und dabei

trug sie sich auch immer Grau mit Grau und hatte einen hastigen, scheuen Gang, der sich gleichsam seitwärts an Menschen und Dingen vorüberdrückte.

Wenn ich mir sie so vorstelle, — sonderbar! Dann empfinde ich nicht das Geringste dabei, weder Furcht noch Grauen, auch nicht Mitleid, und doch hat mich das Wahnbild dieses blassen Gesichts, nur noch mit einem schwarzen Blutstreifen über Lippen und Kinn geschmückt, in vielen Nächten halb toll gemacht.

Aber es war dann ein anderes Gesicht, wenn auch dasselbe. Es waren ganz unmerkliche Verzerrungen in den gewöhnlichen Zügen, eine ganz schreckliche Starrheit in den ausdruckslosen Augen, die es vergeistigten, — gespenstig machten. So hat sie überhaupt nie ausgesehen, so oft ich sie sah. Auf dem Totenbett vielleicht? Möglich.

. . . Vielleicht fiel sie mir eben wegen ihrer einförmigen, ausdruckslosen Erscheinung auf. Dergleichen war ja an jenem Orte nicht gewöhnlich. Ich hatte damals ein berühmtes Badebad aufgesucht. Es war in der Höhe des Sommers, und ich kam „zur Erholung“ hin; ich brauchte aber wahrhaftig keine Erholung! Seit mehreren Jahren hatte ich so gut wie Nichts gearbeitet, sondern nur meinem Vergnügen gelebt; wie ein freies, junges Tier auf frischer Weide, zur fröhlichen Sommers-

zeit; da gab es keine Blüte, die ich nicht abweidete, wem sie auch zugehörte; von Keinem ließ ich mich fangen, von Keinem nützen und nutzte Alle; wer mit mir anbinden wollte, mit dem spielte ich mein wildes Spiel, so lang es mich freute, und war dann in die blauen Fernen entsprungen, eh er es dachte. Quelle und Strom waren nur für mich da, zum Bade, wenn ich auch Tausenden damit den Trunk verdarb; zu meinem Lager blühte das gehagteste Beet, nicht zur Freude der Gärtner; und ich hätte nur mir den Sonnenschein und allen Andern das ewige Dunkel gegönnt, glaube ich, wenn Das möglich gewesen wäre. Ach, es war eine berauschte Lebensfülle in jenen Tagen; Ehrgeiz, Eitelkeit und Schaffensdrang schien ich von mir geworfen zu haben, wie lästige Kleider, um nackt und frei in die Tiefen der Lust zu tauchen und alle ihre Schätze zu heben. Meine Kraft zum Genuß schien unerschöpflich zu sein; freilich unterstützte ich sie mit dem schärfsten Reizmittel, der Abwechslung.

Ach, die ersten Tage, die ich in jenem entzückenden Gebirgsorte, in diesem Paradies der verbotenen Bäume, mitten in der reinheitsprangenden Natur verbrachte! Meine gewaltfame, fast schmerzliche Begierde nach dem Leben breitete sehnsüchtige Arme weit aus, um, nicht Eins nach dem Andern, son-

bern Alles auf Einmal, die Schönheit der Welt, die Trunkenheit des Sieges, den wilden Rausch der Sinne zugleich an sich zu reißen, in sich aufzunehmen, zu seinem eigenen Leib und Fleisch zu machen und daran zu wachsen und immer stärker und genießender zu werden.

Alles lag mir zu Füßen, weil mir die Weiber zu Füßen lagen. Ich brauchte nur zuzulangen, die große Tafel der Sinne war immer gedeckt.

Aber ich konnte sie verachten, wenn ich wollte, und wenn mir die Lust nach einem meiner würdigen Rausche kam.

Dann stürzte ich mich, an den heißesten Sommertagen, zum hohen Mittag, wenn sich Alles in die kühlsten Gemächer verkroch, in den brennendsten Sonnenschein, der über den nackten Felsen lag, wie in ein Flammenbad, je heißer, desto lieber; immer fröhlicher und ausgelassener, singend und jubelnd, wie ich über Felsen und Spalten sprang; bis ich mein Blut in der Kehle und an den Schläfen kochen und überwallen und mächtig an seine Wände hämmern fühlte, bis mein ganzes Sein flüssig zu werden und mit der Sonnenglut in ein Flammenmeer zu verschmelzen schien, — ich selbst Sonne und Licht und Flamme!

Dann kehrte ich sonnenverbraunt, mit glühenden Wangen und funkelnden Augen heim, gestärkt und

gestählt von den Lichtfluten, den Wärmewogen, die mich umspielt hatten.

So war ich damals. Das hatte ich den Leuten aber immer nur in hübschen, zierlichen Verschen gesagt, gemildert durch die Macht der großen Kunstlüge, so daß sie es nie recht verstehen konnten, wie ich es empfand. Denn sonst . . . hätten sie mich vielleicht schon damals für verrückt erklärt und eingesperrt.

Und das Leben rauschte um mich her, wie ein goldener Wasserfall; wohin ich sah und griff, nichts als Glanz und Bewegung.

Ich erinnere mich jetzt wohl, daß es damals Stunden gab, in denen ich — mehr auf dem Wege der Stimmung als des bewußten Denkens — meine eigene Herrlichkeit in Zweifel zog. Zuweilen schien es mir, als wenn ich noch keinen rechten Grund hätte, mich meines freien Herrenlebens vor mir zu rühmen. Denn in denselben Wonnen, wie ich, konnte ein glücklicher Börsespieler, wie ich deren täglich um mich sah, auch leben. Dazu gehörte schließlich Nichts als viel Geld, Gesundheit und ein leidlich hübsches Äußere. Aber ich dürstete manchmal danach, mir meine Freiheit, auf die ich so stolz war, durch die That beweisen zu können. Dazu hatte sich bis jetzt noch keine Gelegenheit gefunden; ich hatte in und außer mir noch Nichts über-

wunden; ich hatte noch nie gegen mich selbst genossen. In heißen, stillen Sommernächten, wenn ich gleichgültig und halb gelangweilt von Liebesfesten heimging, wehte mir manchmal der düfte-schwangere Wind aus den nahen Wäldern, der starke, herbsüße Hauch aus den Bergen ein tiefes, schmerzliches Verlangen in die Seele. Es rang mit schwerer, stammelnder Zunge nach Ausdruck, es wollte nicht ganz in mir bleiben und konnte mich nicht völlig verlassen; und ich träumte in unbestimmten, nebelhaften Gestalten von einem Glück, das man blutteur kaufen muß, von einer Seligkeit, die taumelnden Schrittes an Abgründen vorbeischwankt, fortwährend fallend und doch nie stürzend; von einer goldenen Frucht, die so hoch hängt, daß nur der sie erreichen kann, der ganz frei ist und dabei Flügel hat, um sich über alles Menschliche zu erheben; da nützt es Nichts, sich nur auf die Fußspitzen zu stellen und den Hals lang auszurecken, wie ein krähender Hahn. Ich war bereit, blutturen Preis zu zahlen; ich hatte keinen Schwindel und weite Adlerflügel fühlte ich an meinen Schultern.

Und vielleicht, vielleicht gab es einen Augenblick, da ich auf der ersten Sprosse der Leiter stand, die zu solchen geheimsten und seltensten Freuden hinaufreicht. Aber der war damals schon längst ver-

säumt; ich meine nämlich jenen Augenblick, als ich mit schönheitsstrunkener, traumverlorener Seele zum erstenmale mich als Künstler fühlte und schamhaft, wie eine Jungfrau vor dem ersten Kuß, noch nicht wagte, meine zitternde Hand an jene köstlichen Phantasieen zu legen, um sie zu gestalten. — Aber mir schien wohl die Leiter damals zu steil, ihre Sprossen zu weit und zu schwierig fürs Steigen; ich ging einen andern Weg. Ich mußte ihn gehen; es geschieht Alles, wie es muß.

. . . Ich wohnte in derselben Pension, wie sie; ich hatte sie gewiß schon oft gesehen, aber ich bemerkte sie zuerst einmal bei ihrem täglichen Morgen-spaziergange durch den Park. Ich stand an einen Baum gelehnt und ergözte meine Augen an dem bunten Spiel, das die vielfarbigen, bald zart, bald grell gestimmten Kleider der jungen Frauen gegen die grünen Samtflächen des Rasens, die dunkel glänzenden, immergrünen Büsche und gelblich=weiß schimmernden Kieswege im silberhellen Morgenlichte aufführten.

Da kam sie mit ihren hastigen, scheuen Schritten, die sich gleichsam seitwärts an Menschen und Dingen vorbeidrückten, und ihr graues Kleid warf einen mißfarbigen, unharmonischen Fleck in das leuchtende Durcheinander. Es traf mich, wie ein falscher, kratzender Ton, der ein melodisches Gewebe

brutal zerreißt. Der flüchtige, unangenehme Eindruck verschwand aber bald, denn sie hatte sich ebenso rasch unter den andern Spaziergängern vermischt, als die reiche Sonne den schmalen grauen Fleck ihres Kleides in ihr strahlendes Gelb aufgelöst und eingetrunknen hatte.

Seitdem bemerkte ich sie fast täglich, und sie regte mich beinahe auf durch die mechanische Regelmäßigkeit ihres Erscheinens und Verschwindens, durch die uhrmäßige Minutenpünktlichkeit ihrer Spaziergänge, durch ihr ewig gleiches, graues Kleid. Sie sprach mit Niemandem, kannte keinen Menschen und war von Keinem gekannt. Man sah sie bei keinem Fest, an keinem Vergnügungsort, bei keinem Ausflug.

All dies hatte ich schon in Erfahrung gebracht, bevor mir noch bewußt wurde, daß ich ihr überhaupt nachforschte, denn, als ich mich über dieser absonderlichen Aufmerksamkeit bewußt ertappte, lachte ich mich aus. Ich hatte wahrhaftig Besseres zu thun, als nach „interessanten Charakteren“ herumzuspüren, wie ein dichtender Schuljunge, der Etwas erleben will. Und um meine Mühe nicht umsonst aufgewendet zu haben, machte ich aus der kleinen Grauen für ein paar Tage die Zielscheibe meiner Wiße, erzählte meinen Freundinnen von ihr die haarsträubendsten Geschichten und improvisirte sie als

Heldin eines komischen Romans, mit dem ich meinen Kreis unterhielt.

Sie fühlte sich bald mit Mißbehagen als Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit; selbst ihrem gesenkten Blick konnte manches unterdrückte Lachen, wenn sie vorbeikam, nicht entgehen. Die Folge war, daß sie sich noch strenger zurückgezogen hielt.

Nun faßte ich den Plan, mich mit ihr bekannt zu machen und sie als Gegenstand erhöhter Lustbarkeit, als unfreiwilligen Hanswurst, in unseren Kreis zu ziehen. Ich liebte von jeher solche wilde Scherze und Spiele gegen unfreiwillige Mitspieler.

Als sie an einem trüben, warmen Morgen, offenbar ermüdet oder matt von der dunstigen Schwüle, sich auf eine Bank niedergelassen hatte, kam ich herzu, grüßte und setzte mich in ihre Nähe.

Sie wurde rot, — das heißt, sie bekam zwei rote Flecken auf den schmalen Wangen, während das übrige Gesicht ganz blaß blieb, — dankte mit leichtem Kopfsneigen, stand auf und ging weiter.

Ich ärgerte mich ein wenig: „Was brauchst Du Dich eigentlich um diese graue Nachtule zu kümmern?“, dachte ich dann. „Laß sie doch in Frieden; wir wollen uns einen neuen Hanswurst suchen; die hat ihren Dienst gethan.“

Am selben Tage aber kam ich durch einen drolligen Zufall wieder mit ihr in Berührung.

Als ich gegen Abend von einem Ausfluge heimkehrte, trat in der Vorhalle des Hotels ein ziemlich junger, elegant gekleideter Herr auf mich zu, begrüßte mich äußerst herzlich, nannte mich Du und fragte, ob ich ihn nicht kenne? Er erwies sich als ein ehemaliger Universitätsfreund von mir, der, obzwar unbegabt und aus ziemlich ärmlichen Verhältnissen stammend, sich schon damals in allen und so auch in meinem Kreise durch Gewandtheit und unermüdlischen Eifer Zutritt zu verschaffen gewußt hatte, und den ich in jenen Tagen wegen seiner Brauchbarkeit, Dienstfertigkeit und jederzeitigen Bereitschaft zur überschwänglichsten Begeisterung für Alles, was ich sagte und that, eine Zeitlang recht gut leiden konnte, obzwar ich ihn im Stillen verachtete.

Er that überglücklich darüber, mich getroffen zu haben, ließ mich nicht mehr los, bestand darauf, sich mit mir zusammen bei der Promenademusik zu zeigen, dankte jedesmal mit, so oft mich Jemand grüßte, und duzte mich, wenn Bekannte vorbeingingen, so oft und so laut er konnte.

Auf meine Frage, was er treibe und wie er eigentlich an diesen Ort komme, erzählte er mir, er sei zu Besuch bei seiner Frau, die hier zum Curgebrauche weilte.

Er hatte sein Doctorat gemacht und dann gleich

sehr reich geheiratet. Es schien ihm ausgezeichnet zu gehen, er ging elegant gekleidet, gab viel Geld aus und war mit sich unendlich zufrieden. Von seiner Frau sprach er mit geheimnisvollen Worten; sie sei ein ungewöhnlicher Mensch, sagte er, und ich müsse sie kennen lernen.

Entweder war er schrecklich hohl und leer geworden, oder bemerkte ich erst jetzt, wie nichtig er von jeher war; seine alte, schnellbereite Begeisterungsfähigkeit war ganz verschwunden und hatte nur ein paar ausgepreßte Phrasenbälge zurückgelassen, mit denen er zu prunken suchte.

Als wir zum Abendessen heimgingen, war ich froh, ihn los zu werden; aber er bestand darauf, mich noch seiner Frau vorzustellen, und schleppte mich in den Hotelssalon, wo sie auf ihn warten sollte.

Sie saß in einem Lehnstuhl am Zeitungstisch und hielt ein illustriertes Blatt in den Händen, ohne aber zu lesen. Ihre Gestalt und ihr Gesicht verschwammen in den weißen Strahlen des elektrischen Lichtes fast mit der silbergrauen Tapete hinter ihr.

Ich erkannte sie gleich; es war meine graue Unbekannte.

Als mich mein Freund zu ihr führte, kamen und gingen die blaßroten Flecken auf ihren schmalen Wangen wieder, wie am Morgen.

„Liebe Isa“, sagte der Gatte, „gestatte, daß ich Dir meinen lieben Jugendfreund, unsern berühmten X. vorstelle.“

Sie lächelte schwach und erwiderte meine Verneigung. Ich war etwas verlegen, wegen der Rolle, die ich sie gegen ihren Willen hatte spielen lassen, und sagte ein paar gleichgültige Worte.

„Ich habe schon soviel von Ihnen gelesen“, sagte sie hastig. „Schon als Mädchen habe ich für Sie geschwärmt, — können Sie sich das denken?“

Meine Eitelkeit war so reizbar, daß ich auf Einmal Gewissensbisse fühlte, weil ich sie lächerlich gemacht hatte. Das Kompliment schmeichelte mir, — gerade weil es von diesem seltsamen Wesen kam. Ich suchte einen Ausdruck in ihren Augen. Aber ich fand keinen; sie blickten so verwischt und unbestimmt vor sich hin, wie immer. So erwiderte ich mit einem Scherz und freute mich, sie ganz lustig lachen zu hören. Um mein Unrecht auszugleichen, machte ich ihr sogar ein wenig den Hof; sie schien sich ganz gut zu unterhalten, aber dabei hatte sie einen merkwürdig erstaunten, fragenden Blick, der mir fast weh that.

Mein Freund wurde immer einfülbiger, je heiterer seine Frau; ich dachte, aus Eifersucht, und nun machte es mir erst recht Spaß, mich für den

langweiligen Abend zu rächen und ihn ein wenig zu quälen.

Plötzlich stand er auf und sagte: „Meine liebe Holde, es ist schon halb neun. Wir vergessen an die Hauptsache: deine Gesundheit. X wird dich entschuldigen; er weiß, daß man vor allem dem Arzte gehorchen muß.“

Sie wurde plötzlich ernst und still, stand auf und nahm seinen Arm.

„Auch gut“, dachte ich. „Geht und seid glücklich.“

Ich nahm kühlen Abschied und ging essen.

Es thut mir nicht gut, den Vorgängen und Stimmungen dieser Vergangenheit so treu in alle Winkel zu folgen, in alle Windungen nachzugehen. In der letzten Nacht hat mir das einen Besuch zugezogen — hu! einen gräulichen Besuch!

Sie hat mir eine Staatsvisite gemacht, um zwölf Uhr Mitternacht.

Ist es nicht sonderbar, daß sie sich so ceremoniell an die alte Sitte der Gespenster hält? Ich finde das lächerlich, unter so guten Bekannten. Sonst kam sie ganz unangemeldet, auf einmal war sie da und schaute mich mit ihren ausdruckslosen, verschwommenen Augen plötzlich aus irgend einer

dunklen Ecke an. Wozu erst alle Formen? Wir sind ja gute Bekannte.

Aber heute Nacht hörte ich deutlich zuerst ihre leichten, schleppenden Schritte im Vorzimmer; sie hantierte an der Thür umher, ging wieder fort, kam nochmals, ging wiederum, als wenn sie sich nicht entschließen konnte, hereinzukommen. So marterte sie mich mit haarsträubender Angst und graufiger Erwartung wohl eine Stunde lang, noch bevor ich sie sah.

Ich war halbtot vor Entsetzen und wünschte zuletzt Nichts mehr als das Eine: wenn sie nur schon da wäre!

Da klopfte sie an.

Ich dachte: Herein!, und da stand sie schon. Sie war durch die geschlossene Thür gekommen.

Sie hatte wieder ihr graues Kleid an und sah aus, wie in der ersten Zeit unserer Bekanntschaft.

Aber wie sie langsam, zögernden Schrittes näherkam und sich mit einer wohlbekanntem Bewegung an Stuhl und Schrank vorbeidrückte, schien ihre Gestalt und ihr graues Kleid allmählich in die Nacht zu verschwimmen, selbst ihr Gesicht schien sich zu verwischen, bis nur mehr ein nebelhafter, weißlicher Streifen durchs Zimmer schwebte.

Ich schloß die Augen; ich wollte sie nicht sehn, weil ich wußte, daß sie jetzt ganz nahe an mein

Bett kommen würde. So lag ich, den Kopf tief in die Kissen gedrückt, und wartete.

Plötzlich durchfuhr mich wie ein elektrischer Schlag: die Angst, daß sie mich mit ihren kalten Fingern berühren würde, um mich zu wecken, wenn ich mich schlafend stellte. Ich öffnete die Augen und blickte auf: da sah ich ihr Gesicht ganz nahe über mich gebeugt, aber nicht ihr gewöhnliches, sondern ihr Gespenstergesicht: kreideweiß, nur wenig, aber schrecklich verzerrt und mit dem dunklen Blutstreifen, der sich langsam über Lippen und Kinn bewegt. Ihre ausdruckslosen, lichtlosen Augen haften in den meinen . . .

Außer mir vor Entsetzen schrie ich auf; sie verschwand.

Meine Mutter stürzte ins Zimmer und fragte mich, was mir fehle; aber ich sagte ihr Nichts, sondern erzählte ihr von einem schweren, schrecklichen Traum. Ich weiß nicht, ob sie mir das geglaubt hat. Dachte sie auch an den kleinen Feiuling, der Gespenster sah und dafür Schläge bekam? Wenn das Schrecknis noch ein paar Mal wiederkommt, dann weiß sie Alles. Dann bin ich verloren.

Ich weiß so gut, als Einer, daß es keine Gespenster gibt und daß die Toten auf immer tot sind. Warum kommt sie aber dann immer zu mir,

Sachs, Von zwei Geschwistern.

obzwar sie schon längst tot und begraben ist? Ich habe nie an dergleichen geglaubt, nein, nicht einmal als Knabe, der sich vor den Bildern seiner überreizten Einbildungskraft fürchtete; und ich glaube auch jetzt nicht daran. Ich muß mich selbst einen elenden Schwachkopf schimpfen und an meiner gesunden Vernunft verzweifeln; aber es hilft Nichts; trotzdem quält mich bei Tag und Nacht die eine Frage: Will sie sich rächen? Ist alles Elend, aller Jammer, der sich seitdem um mich angehäuft hat, von ihr geschickt, um mich zu brechen und in feiger Reue niederzubengen?

Ich konnte ihr eigentlich eine so brennende Rachsucht gar nicht zutrauen; sie war kaum eines starken Gefühles, eines leidenschaftlichen Handelns fähig, viel zu gleichgültig, um ihren Feind mit so konsequenten Foltern zu verfolgen. Sie mußte sich sehr, sehr geändert haben.

Aber der eine Gedanke kommt immer wieder: Will sie sich rächen? Ist sie um mich und freut sich an meinem Unglück und meiner Erniedrigung? Gibt es eine Strafe?

Dann muß es ja auch eine Schuld geben?

Und dann brauchte ich ja Reue, Demut, Beichte, Vergebung?!

Aber das kann ja nicht sein. Ich bin sehr krank . . .

Ich weiß jetzt, warum ich so darnach brenne, die ganze Geschichte, wie sie war, ohne Beschönigung zu bekennen, und warum ich Bogen auf Bogen mühselig bekrigte. Ich thue Das aus einer Art von Aberglauben: ich habe eine lächerliche Hoffnung daran geknüpft, nämlich die, auf diese Weise Alles, was damit zusammenhängt, außer mein Sein zu stellen, von mir zu trennen und in dieses Papier zu bannen: so wie ein wilder Medicinmann die Geister der Erschlagenen in ein Stück Holz oder in einen Stein bannen will, damit sie den Lebenden keinen Schaden thun; man nennt dergleichen, glaube ich, einen Rückschlag in vergangene Denkungsarten; mag sein; Wilder oder Kind, Eins von Beiden bin ich jetzt geworden.

Darum habe ich mich heute wieder mit allem Eifer in die Erinnerung versenkt. Es ist nicht immer leicht; mein Gedächtnis versagt manchmal den Dienst, die Aufeinanderfolge der Ereignisse verwirrt sich mir, und ich bedarf eines langen Nachdenkens und einer gewaltigen Geistesanstrengung, um mich zurechtzufinden.

An jenem Abend, von dem ich vorher erzählt habe, daß ich damals Isoldens persönliche Bekanntschaft machte, war ich ziemlich früh auf mein Zimmer zurückgekehrt, als mir der Aufwärter meldete, daß ein Herr dagewesen sei, um mich zu spre-

chen, und noch heute Abend wiederkommen werde. Kurz darauf klopfte es, und mein wiedergefundener Freund, Soldens Gatte, kam herein.

„Ich störe Dich doch nicht?“, fragte er. „Es ist noch ziemlich früh, und man weiß hier nicht, was anfangen; meine Frau schläft auch schon, und . . . kurz, ich wollte, eh ich morgen abreise, noch einmal gemütlich mit Dir plaudern.“

Ich hatte gerade Nichts vor und so setzten wir uns denn bei Cognac und Cigarren zusammen. Aber die Gemütlichkeit wollte nicht recht in Gang kommen; entweder, weil mir mein Gast langweilig war, oder, wie mir bald wahrscheinlich wurde, weil er etwas auf dem Herzen hatte, das er gern vorbringen wollte und sich doch nicht getraute.

Der Abkürzung halber sagte ich ihm gleich: „Du, lieber Freund, wozu willst Du denn mit mir Komödie spielen? Dich drückt irgend etwas, das Du mir sagen willst. Brauchst Du etwas von mir? Soll ich Dir etwas zu Gefallen thun? Nur heraus damit!“

Er wand sich noch ein wenig herum, denn es lag nicht in seiner Art, den ganz geraden Weg zu gehen. Dann sagte er: „Ob ich . . . aber durchaus nicht, ich versichere Dich, nicht im Geringsten. Wir wollen ja nur ganz gemütlich . . . freilich, von meiner Frau hab ich mit Dir reden wollen. Wie

gefällt sie Dir denn eigentlich? Hübsches Frauerl, nicht?“

Ich war ziemlich verblüfft über diese seltsame Art und antwortete mit einem beifälligen Brummen, das er deuten konnte, wie er wollte.

Hierauf erging er sich geraume Zeit in langathmigen Lobsprüchen auf seine Frau, ihre feine Familie, ihre gute Erziehung, ihre ehelichen Tugenden. Ich schenkte ihm ein frisches Glas voll und wartete.

„Ja—a“, sagte er gedehnt. „Ganz glücklich ist man eben doch nie. Wenn sie nur gesund werden wollte! Aber da kränkelt sie fort und fort. Du, das sind schwere Sorgen, das kannst Du mir glauben.“

„Ist's denn gefährlich?“, fragte ich, um doch Etwas zu reden. Wozu erzählte er mir denn das Alles? — „Deine Frau sieht ja ganz gut aus.“

„Findest Du?“, sagte er langsam. Ich nicht. Sie ist so schrecklich zart und schwach. Jeder Wind kann sie umblasen. Und so blaß ist sie. Zu wenig Blut, glaub' ich. Von vornherein zu wenig davon mitgekriegt, als sie in die Welt kam.“

„Das ist doch eigentlich keine Krankheit,“ sagte ich beruhigend. „Bei guter Pflege, und die hat sie doch...“

„Ja, aber sie ist wirklich krank, das ist es gerade. Ich habe erst heut wieder mit dem Arzt lange gesprochen. Er hat gar nicht damit hinter dem Berge gehalten, daß er den Zustand meiner

Frau recht bedenklich findet. Außerordentliche Schwäche aller Organe, mangelhafte Ernährung, die Lunge angegriffen . . . Das ist kein Spaß, Du! Nur durch die größte Schonung könne sie überhaupt erhalten werden. Ruhige, ganz geregelte Lebensweise, durchaus nicht die kleinste Aufregung, kein Verkehr, keine Unterhaltung, Nichts. Sonst steht er für Nichts. Oder vielmehr, er steht mir dafür, daß es sonst . . . eben schlecht geht.“

„Hm.“

„Ja, siehst Du, schließlich ist doch das Leben und die Gesundheit seines liebsten Wesens Alles in Allem; was bringt man dafür nicht zum Opfer, nicht wahr? So lieb ich sie habe, — wie lange leben wir nun schon — wie Bruder und Schwester zusammen!“

Er verfiel in einen geheimnisvollen Flüsterton, um diese Mitteilungen aus dem innersten Leben seiner Ehe als vertraulich zu kennzeichnen.

„Denn — was man so eheliche Liebe und Pflicht nennt — Nichts dergleichen, verstehst Du? Das hat der Professor schon vor zwei Jahre strenge angeordnet. — Und ich habe mein kleines Frauerrl doch so gern,“ fügte er mit weinerlichem Tone hinzu.

Das war wirklich eine Art Heldentum, in dem, alle falsche Sentimentalität abgerechnet, noch immer genug Heldennut lag, um mir einige Achtung einzusflößen.

„Du bist wirklich zu bedauern,“ sagte ich.

„Ja, nicht wahr? Verheirathet zu sein mit einer so herzigen Frau, und wie ein Junggeselle leben zu müssen, als wenn man gar nicht verheiratet wäre . . .“

Ich mußte über den Opfermut meines Freundes recht herzlich lachen.

„Nun, habe ich nicht Recht?“, fragte er unruhig.

„Oh, ungemein“, erwiderte ich, noch immer lachend. „Und nun . . .?“

Er wurde plötzlich sehr ernst und setzte eine feierliche Miene auf, die ihm schlecht stand. „Und nun? Ich bitte Dich, lieber Freund, lach' nicht, sei ernst, es ist eine ernste Sache. Ich muß Dich um Etwas bitten.“

„Herrgott, heraus damit!“, rief ich ungeduldig.

Er stand auf und ergriff meine Hand: „Ich möchte Dich recht herzlich und innig bitten: thu mirs zu Liebe und kümmere Dich nicht weiter um meine Frau. Als ob ich Dich gar nicht mit ihr bekannt gemacht hätte. Sprich nicht mit ihr, störe die Regelmäßigkeit und Ruhe ihres Daseins nicht, gefährde mir nicht dieses teure Leben. Es ist doch Alles, was ich auf der Welt habe. Laß michs nicht bereuen, daß ich so eitel auf Dich war, euch einander vorzustellen.“

„Ich begreife nicht, warum Du Dich gerade

vor mir so fürchtest? Wie kommst Du überhaupt auf den Gedanken . . . ?“

„Ich fürchte mich nicht gerade vor Dir und ich bin auf keinerlei Gedanken gekommen. Meine Frau soll mit Niemand verkehren als höchstens mit ein paar älteren Damen. Das wird sie nicht aufregen.“

„Hoffentlich,“ warf ich ein.

Ich ärgerte mich über die ganze geschmacklose Rederei des Menschen und nun noch besonders darüber, daß er mich nicht deshalb um Schonung bat, weil er mich für außergewöhnlich gefährlich hielt, sondern nur, wie er jeden Andern gebeten hätte.

„Ich weiß gar nicht, was Du willst,“ sagte ich schroff.

„Nein, sei nicht böse,“ rief er erschrocken. „Sieh, es hat mich ja schon heute Abend bedenklich gemacht, wie das kurze Gespräch mit Dir meine Frau aufgereggt hat . . . sie konnte kaum mehr Ruhe finden. Bester, liebster Freund, thu mir den Gefallen! Sieh, es sind so viele Frauen hier, gesunde, junge, schöne, viel hübschere und lustigere als meine Frau. Mit denen kannst Du Dich ja unterhalten, so viel Dir's Spass macht.“

„Verschon' mir mein Haus, zünd' die andern an, beten die Bauern zum heiligen Florian.“

„ . . . Aber gegen meine Frau sei unhöflich, so viel Du kannst, wenns Dir auch unangenehm ist. Besser als umgekehrt. Versprich mir das.“

Der Mensch langweilte mich allzu sehr, ich mußte ihn los werden.

„Du brauchst nicht so viel Worte zu machen,“ sagte ich kalt. „Du scheinst in mir ganz mit Unrecht eine unbezwingliche Lust vorauszusetzen, mich Deiner Frau zu nähern und sie zu amüsieren, — anders kann ich mir Dein lächerliches Gebahren gar nicht erklären. Dieses unausgesetzte Drängen finde ich fast beleidigend. Du kannst Dich übrigens, wenn Du das durchaus hören willst, darauf verlassen, daß ich weder Deinem Ehglück noch der Ruhe Deiner Frau zu nahe treten werde. Ich habe andere Dinge zu thun. — Kann ich Dir sonst mit etwas dienen?“

Er war ganz verdußt, hatte fast Thränen in den Augen. „Danke, nein“, stotterte er.

„Dann wirst Du wohl entschuldigen, es ist spät. Gute Nacht.“

Er ging und ich habe ihn niemals wieder-gesehen.

Warum war er ein gar so jämmerlicher Bursche? Hätte er nur einen Funken Männlichkeit in sich gehabt! Ich kann ihn nicht bedauern.

Heute Morgens beim Erwachen hab' ich mein Bild im Spiegel gesehen und bitterlich darüber weinen müssen.

Oh, ich möchte weinen, ich möchte mich in Thränen und Wehklagen auflösen um das, was in mir verloren gegangen ist und nie mehr wiederkommt. Ich möchte meinen thörichten, leuchtenden Traum von einem freien Menschengeschlechte bejammern, dessen Glanz so kläglich in Schmutz und Moder erlosch.

Ja, nicht wahr, es ist göttlich gewesen, sich als einsamer Vorläufer einer neuen Menschheit zu fühlen, die erst später — vielleicht bin ich schon lange tot — nachkommen und mir zu Ehren über meinem Grabe den Rosenreigen schlingen soll; Ahnherr eines Geschlechtes zu sein, das mit ungefesseltem Leibe und geflügelter Seele geboren wird, fähig und gewillt, über allem Jammer und allem grauen Elend dieser Erde mit leichten Fittigen aufzuschweben. Es wäre übermenschliche Seligkeit gewesen, weiten Schrittes dieser Zukunft voranzuschreiten und als Erster mit herrischem Griff das Glück von dem Himmel, wo es unberührbar träumt, auf die Menschenerde, in den Bereich der Menschenhände herabzureißen. Nicht wahr?

Aber dies gelbe, hagere, tiefdurchfurchte Gesicht mit den halberloschenen, schwarzumzirkelten Augen

und den rothentzündeten Lidern, diese runzlige Stirn, in die schweißfeuchte, verklebte Haarbüschel hineinhängen; dieses Gesicht, aus dessen tiefen Höhlungen Stirn, Nase, Backenknochen und Kinn gräulich spaßhaft, wie bei einer Caricatur hervortreten, — das ist ja die lebendige — zum Glück nicht mehr lange lebendige — Verneinung alles Dessen, was frei und groß und hoffnungsvoll ist; das predigt ja im beliebten, näselnden Moralistenton die Lehre vom Siege der Tugend und vom Laster, dem es am Ende doch immer schon auf Erden elend geht, obwohl es dann Gottseidank doch noch in der Hölle brennt. Das kann nicht mehr, trotz aller Qualen mutig lächelnd, zur kühnen Nachfolge auffordern, sondern, wer es sieht, dem erweckt es — Mitleid; schales, mißfarbiges, entnervendes Mitleid und vielleicht noch — die Furcht, ebenso zu werden.

Wenn ein Mensch so wird, wie ich jetzt bin, sollte man ihn schleunigst davonschaffen, damit sein lebender Leichnam nicht die Luft, in der Andere athmen sollen, verpestet. Es ist genug der Ge-
kreuzigten auf allen Schädelstätten.

Und beim ersten Schritte, den ich in die neue Freiheit machen wollte, bin ich schon gestrauchelt. Der Abgrund ist immer nahe und der Weg ist schmal; unaufhaltsam bin ich gleich in die letzte Tiefe gestürzt.

Ich weiß nicht, ob ich sofort, nachdem mich mein Freund, Isoldens Gatte, verlassen hatte, gleich in derselben Nacht, den Plan faßte, den ich dann ausgeführt habe. Nur an so viel erinnere ich mich, daß ich diese ganze Nacht schlaflos, in einer wilden, mir selbst unerklärlichen Aufregung meines ganzen Wesens verbrachte, in vergeblichem Kampfe gegen einen seltsamen, starken Zug in meinen Gedanken, der sie, wie ein starker Wind die Wolkenheere, immer wieder in der Richtung auf das kranke Weib zu trieb. Vielleicht kam es mir sogar schon damals zum Bewußtsein, daß ich dieses Weib, gerade dieses eine, kranke, reizlose, gleichgültige Weib begehrte; nur weil sie krank war und den Tod davon haben konnte, wenn ich sie gewann. Und dazu kam dann immer wieder der andere Gedanke: es wäre spaßig, dem Kerl den Streich zu spielen und gerade ihm sein Weib zu verführen, weil ers so ungeheuer schlau hatte machen und mich mit dem Popanz von Krankheit und Tod, den er neben ihr aufstellte, hatte zurückscheuchen wollen; denn da wollte ich es für ausgemacht halten, daß das ganze Märchen vom Arzt und vom Liebesverbot nur eine Fabel war, erfunden, um sein Gehege damit zu verzäunen . . . Es that ihm eben Leid, daß er sich von seiner dummen Eitelkeit hatte hinreißen lassen, mich überhaupt seiner Frau näher

zu bringen; nun wollte er weiteren Schaden durch List verhüten. Nein, so schlau war ich lange noch. Das sollte ihm Nichts nützen; nun wollte ich ihm gerade Hörner aufsetzen, meinem lieben Freunde, und er sollte es auch noch erfahren, daß ich es gethan hatte.

Aber dabei sprach noch eine tiefere Stimme mit, die ich nicht recht hören wollte und doch mußte; die wehrte sich dagegen, daß Alles so glatt und gewöhnlich sein sollte; sie flüsterte, daß ich die Wirklichkeit jener Gefahr, die dem kranken Weibe drohte, heiß und sehulich wünschte; daß ich ein fremdes Leben brauchte, um mit ihm Fangball zu spielen und meine freie Macht an ihm zu empfinden; daß sie mich lieben sollte, diese fremde kranke Frau, die ich selbst nicht lieben konnte, — weil sie den Tod davon haben mußte, wenn sie sich mir ergab.

Aber ich wollte davon Nichts hören und redete mir ein, daß es mir nur um einen wilden Scherz zu thun sei.

Und als die erste Morgensonne ins Fenster schien, und Alles so plötzlich in scharfem Umriss und klarer Farbe heraustrat, stand ich auf, um meinen wirren Kopf in der Bergluft gesund zu baden, und beschloß, überhaupt Nichts zu thun und weder Ernst noch Scherz mit der kranken Frau zu treiben.

Also muß mir damals doch schon das Spiel gefährlich erschienen sein? Ungewarnt bin ich doch wohl nicht in den Abgrund getaumelt?

An jenem ersten Morgen trieb mich aber eine unerklärliche Unruhe umher und es war in mir ein Gähren und Wogen, als wenn sich ein neues Sein aus mir gebären wollte, als wenn mir, wie einer Schlange, eine neue Haut unter meiner alten gewachsen wäre, die gewaltsam hervor und ans Sonnenlicht wollte, und müßte sie mir die andere stückweise vom Leibe sprengen.

Es war wie eine Rückkehr der vergangenen Jugendtage mit ihrem Drängen, ohne zu wissen, wohin, ihrem Sehnen, ohne zu wissen, wonach. Ich stürmte durch den Wald; Buschwerk und Farne krachten unter meinem Schritt, wie ich durch das dickste Unterholz brach. Manchmal drückte es mir den Hals zu, wie ein verhaltenes Wort, das ich sprechen mußte; da glaubte ich, ein Gedicht zu empfangen; aber es kam keins. Vielleicht, wenn ein Gedicht geboren worden wäre, — hätte ich allen wilden Drang und alle tobende Begierde in Wort und Klang, in ein Lied von der lüfternen Grazie kranker, hagerer Frauenglieder, die das Leiden liebreizend gemacht hat, entladen können und wäre beruhigt heimgekehrt, und Alles wäre anders geworden. So seltsam sind oft Menschen-

schicksale verschlungen. Wäre ich damals der große Künstler geworden, der ich hatte sein wollen! Es war die letzte Gelegenheit dazu. Aber es kam kein Gedicht . . .

Ich kehrte zurück, lief über die Promenade. Ich wollte mich zerstreuen, reden, lachen; aber ich konnte es mit Niemand aushalten. Es war wie eine junge Verliebtheit, — wahrhaftig, ich war nicht verliebt, damals nicht und nicht später. Ich habe nie das Geringste für sie gefühlt. Nur jener seltsame Gedanke trieb mich.

Und so ging ich geradewegs nach Hause und durch die Vorhalle in den Park hinaus. Ich wußte, daß sie zu dieser Stunde dort ihren Morgen-spaziergang machte, denn sie war ja so regelmäßig, wie eine Uhr. Kaum war ich durch den ersten Baumgang geeilt, als ich schon von Ferne einen grauen Fleck sah, der sich schwach von dem Saftgrün des Rasens abhob; das war sie. Als wenn mich eine unsichtbare Gewalt gestoßen hätte, ging ich schnellen Schrittes gerade auf sie zu, grüßte und sprach sie an:

„Ihr Herr Gemahl ist doch nicht schon wieder abgereist, gnädige Frau?“

Sie hatte wieder jenen erstaunt fragenden Ausdruck in ihren müden Augen und errötete ein wenig. Ja, er war schon abgereist; heute früh

mit dem ersten Morgenzuge. Er hatte in der Stadt zu thun.

„Das ist mir aber sehr leid,“ log ich. „Doch warum lassen sich gnädige Frau von Ihrem Spaziergang abhalten? Gestatten Sie mir, Sie zu begleiten?“

„Wenn Sie wollen?“, sagte sie erstaunt. Wir gingen zusammen weiter.

Ich sprach mit ihr von ihrem Mann, von unserer gemeinsamen Jugendzeit, dann ging ich allmählich auf ihre eigene Person über.

Sie plauderte ganz unbefangen, denn ich hatte sie schon sicher gemacht.

Sie war das späte, einzige Kind sehr reicher Eltern; der Vater durch vieljährige Erwerbshege gebrochen und stumpf gemacht, ehe sie zur Welt kam; die Mutter eine Fabrikantentochter, die den zum Geschäftsteilhaber gewordenen Kommiss heiraten mußte. Still und freudlos herangewachsen, oft und lange krank, hatte sie nur zu wenige Menschen kennen gelernt, als es dem Schlingel, meinem gewandten Freunde, glückte, das arme unerfahrene, sentimentale Mädchen in sich verliebt zu machen und eine reiche Frau zu bekommen. Sie hatte ein eigenthümlich zurückhaltendes und scheues Wesen, das vor jeder Berührung ängstlich zurückbebt, das nur schwere Worte und Zeichen für seine Empfin-

dungen fand. Während des Erzählens kam immer wieder die Frage: „Aber wie kann Sie das intereffiren? Wozu erzähle ich Ihnen das?“ auf ihre Lippen. Aber ich beruhigte sie und machte sie ganz zahm, denn ich mußte doch wissen, woran ich mit ihr war.

Da fiel mir gerade, mitten während sie erzählte und ich zuhörend ihr schmales, mattfarbiges, ausdrucksloses Gesicht, das von den schweren aschblonden Haarschlechten darüber fast zerdrückt zu werden schien, von der Seite ansah, ihr Name ein: Ffolde!, — und wie lächerlich schlecht dieser Name zu seiner Trägerin paßte. Dieser Zufall kam mir so barock vor, daß ich im Uebermute lachend sagte:

„Was Sie für einen hübschen Namen haben gnädige Frau! Ffolde, nicht wahr? Wer hat Ihnen denn den gegeben?“

„Ich habe mich schon genug darüber geärgert, daß ich Ffolde heiße. Mein Mann nennt mich auch lieber Ffa.“

„Gefällt Ihnen denn Ffolde nicht?“

„Im Gegentheil, ich finde den Namen sogar wunderschön, nur paßt er eben nicht für mich. Um Ffolde zu heißen, müßte man schön, leidenschaftlich, unglücklich sein. Das bin ich Alles nicht.“

Ihre Augen verschwammen in einem unbestimmbaren, verträumten Blick nach innen.

„Und dann muß ich dabei immer an Tristan und Isolde denken. An die Musik, wissen Sie?“

„Sehen Sie, gnädige Frau, ich auch. Daran mußte ich im ersten Augenblicke denken, als ich Ihren Namen hörte.“

„Sie können gar nicht ahnen, was für eine Erinnerung sich für mich an Tristau und Isolde knüpft,“ sagte sie hastig. „Als ich noch ein junges Mädchen war, ganz jung, höchstens siebzehn Jahre, da hatten wir einmal die Loge dazu, und Mama nahm mich mit. Nein, Sie glauben niemals, was Das für ein Eindruck war. Aber mitten im dritten Akte wurde ich plötzlich ohnmächtig und lag dann viele Tage krank. Seitdem durfte ich nicht einmal daran denken, ohne in die größte Aufregung zu geraten. Ich würde die Musik gar zu gern noch einmal hören. Aber das geht nicht. Ich würde daran sterben, glaub' ich. Damals war mir, als hätte ich bisher noch gar nicht gelebt, als wäre ich eben erst auf die Erde gekommen und sähe und hörte nun Dinge, die . . .“ Sie errötete und brach ab. Wirklich schien sie sehr erregt; ihre dünnen Nasenflügel zuckten auf und nieder, ihre Augenlider bebten und ihr sonst so gleichmäßiger Schritt wurde ungleich.

Nun fing ich natürlich erst recht an, von Tristan zu sprechen, wie in der überquellendsten Begeisterung, die gar nicht mehr von ihrem Gegenstande lassen kann. Ich sumnte ihr die Motive halblaut vor, sprach über das, was sie ausdrückten, über das Buch, und verbreitete mich über den großen Gedanken, den die Musik trägt: wie die wilde, verzehrende Geschlechtsliebe in ihrer wütenden Brunst den Menschen bethört und trunken macht, daß er gleich einem Weinestrunkenen im Rausch ihm selbst fremde Thaten begeht und sich selbst verliert; wie aber große Menschen, stark und einheitlich, die fähig sind, ganz in einer Leidenschaft aufzugehen, sich in der Liebe nur verlieren, um ein höheres Dasein zu gewinnen, das ihnen die Kraft giebt, eine Stunde vollen gemeinsamen Glückes statt aller Güter der Welt und des Lebens zu wählen. — Stockfische sagen dann: sie sind an ihrer übermäßigen, einseitigen Liebesleidenschaft zu Grunde gegangen . . .

„Eine Stunde vollsten Glückes statt aller Güter der Welt und des Lebens wählen . . .“, wiederholte Solde für sich.

Plötzlich wurde sie rot, ganz anders als früher, nicht nur auf der Höhe der Wangen, sondern über und über bis zum Halse; es stand ihr gut. „Ich

muß nun . . . meine Zeit ist um," sagte sie verwirrt. „Leben Sie wol.“

„Auf Wiedersehen“, sagte ich und reichte ihr die Hand.

Das war der Anfang. Und eigentlich lag schon Alles in diesem Anfang. Dafs ich mit ihr von jener Musik sprach, nicht obwol, sondern weil sie das aufregte und ihr schaden konnte, das war doch genug. Aber damals sah ich das Alles anders an.

Die Redewut oder vielmehr die Schreibwut hält mich so besessen, die Gespenster der vergangenen Tage haben mich mit so lebendiger Gewalt in ihren Kreis gerissen, dafs ich die ganze Nacht über nicht schlafen konnte, weil mir die Ungeduld, in meiner Erzählung fortzufahren, wie eine zuckende Unruhe in allen Gliedern wühlte. Kaum es Licht war, verlangte ich von der Mutter Schreibpult und Bleistift — ich kann seit ein paar Tagen nicht mehr mit der Feder schreiben, weil meine Hand nicht genug gehorcht, — und begann in Fieberhaft zu kritzeln. Das Schreiben scheint mir ein gutes Rezept gegen die Gespensterbesuche; heute Nacht blieb Alles ruhig. Der Mutter sagte ich, dafs ich jetzt in meinem Buche bei der Hauptsache stehe und eilig fortschreiben muß, um im Zuge zu bleiben. Das glaubt sie. Also nur weiter.

Seit jenem Vormittag verging keiner mehr, an dem ich nicht Holten gesucht und gesprochen hätte. Ich war sehr vorsichtig und ging mit langsamen, kleinen Schritten vorwärts, immerfort den Boden prüfend, ehe ich ihn betrat.

Ganz allmählich, ohne Gewaltstreiche und Theater= szenen, bemächtigte ich mich ihrer Seele, — es war nicht schwer, denn sie hatte eigentlich noch nie geliebt und war, noch bevor sie mich kannte, durch meine Bücher und meinen Ruf bezaubert und gebannt. Ich machte sie kirre, wie einen kleinen Vogel, den man mit Brotsamen vom Fensterbrett ins Zimmer lockt; ganz absichtslos scheinbar, jeden Tag ein Stückchen weiter, und noch ein kleines Stückchen, und dann wieder Eins; und er blickt mit seinen glänzenden Äuglein vorsichtig und klug umher, und merkt doch Nichts, und hüpfet mit leisem, frohem Piepsen immer weiter hinein, der geliebten Nahrung nach, bis das Fenster hinter ihm zuschlägt.

An jedem Morgen, bevor ich sie aufsuchte, überlegte ich mir ganz kühl und besonnen, was ich ihr heute sagen, welchen Weg ich das Gespräch führen wollte, um an einen Punkt zu gelangen, wohin ich sie haben wollte. Und den einmal gefaßten Plan hielt ich genau ein und ließ mich nicht davon abbringen.

Was ich mir eigentlich dabei dachte, kann ich nicht genau sagen. Gewiß habe ich beabsichtigt, sie in mich verliebt zu machen; aber ebenso gewiß habe ich mir — die Absicht wenigstens nicht eingestanden, sie durch diese Liebe zugrunde zu richten. Sondern ich dachte und hoffte erst immer: es fällt ihr ja gar nicht ein, sich in Dich zu verlieben, diesem kalten, blut- und temperamentlosen Geschöpf der besten Erziehung. Und dann, als schon kein Zweifel an ihrer Gemütsverfassung mehr möglich war, als ich sie schon von ferne nach mir auspähen, bei meiner Annäherung über ihre natürliche Blässe hinaus erbleichen sah, als bei manchen bedeutungslosen Worten ein zitternder Glasklang in ihre Stimme, ein nebelhafter, feuchter Schimmer in ihre Augen trat, dann dachte ich: weiter kommts ja doch nicht, schon die Gelegenheit fehlt; ich will ja selbst nicht, gerade ich nicht; nächster Tage reise ich ab, oder ihr Mann holt sie, und Alles ist aus; oder, wenn es selbst anders kommt, daran geht doch kein Weib zugrunde! Leeres Gerede des eifersüchtigen Gemals; was kann denn Großes geschehen?

Aber im Grunde meiner Seele wußte oder hoffte ich es anders; da wünschte ich, daß etwas Großes geschehen möchte, und ich wußte auch, was . . .

Das hübsche neue Spiel hatte mich so vollständig in Anspruch genommen, daß ich meinen ganzen Verkehr, beiderlei Geschlechts, aufgab und die Menschen zu meiden begann. Ich ließ ausprengen, daß ich arbeiten wollte und die Zurückgezogenheit suchte. So schaffte ich mir Ruhe für mein Werk, das meine geheimsten Kräfte aufs Höchste anspannte und die tiefste Neugier meiner Seele mit brennender, beobachtender Aufmerksamkeit auf das neue Schauspiel, das sich mir bot, in einen Punkt sammelte.

Der Selbstbetrug, den ich noch immer übte, wurde mir bald schwer, unmöglich gemacht. Daran war eine zufällige oder vielleicht auch absichtlich herbeigeführte Unterredung Schuld, die ich mit unserm Badearzte hatte.

Es war ein noch junger Mann, der seinen großen Ruf mehr seiner Klugheit, glaube ich, als seiner Gelehrsamkeit verdankte, und mit dem ich schon öfters geplaudert hatte, weil mich seine kühle, zweifelnde Art, auf das Leben zu sehen, sympathisch anzog, und die vielen, merkwürdigen Erfahrungen, die er als Arzt der Frauen, die zumeist am Überfluß frankten, gemacht hatte und hübsch vorzubringen wußte, mich unterhielten. Als ich eines Tages nach Tisch beim Kaffee saß, kam er und setzte

sich an meinen Tisch. Wir sprachen über Dies und Jenes, dann sagte er:

„Wie kommt denn das, lieber Freund, man sieht Sie ja nirgends mehr?“

„Ja, ich arbeite,“ erwiderte ich unbefangen. „Schließlich kann man doch nicht immer so leichten Gepäcks durchs Leben schlendern.“

„So, so,“ sagte er gedehnt und sah mich fest an — oder bildete ich mir das nur ein? — „Was arbeiten Sie denn, wenn man fragen darf?“

„Einen Roman,“ log ich. „Mord‘ soll er heißen.“

Ich hatte das unbestimmte Gefühl, daß mein Gegenüber diese Lüge erkannt hatte, ja selbst, daß er daran zweifelte, ob ich überhaupt noch schreiben könne, — lang genug war es ja her, daß ich mein letztes Buch veröffentlicht hatte, und das war nur eine hervorgeholte Jugendarbeit gewesen. Und er hatte mich schon vor einigen Wochen so seltsam eindringlich befragt, ob ich noch glaube, einer größeren Arbeit gewachsen zu sein, daß es mich sogar ein paar Tage lang drückte . . . „Ich muß versuchen, ob ich noch Etwas kann,“ fuhr ich daher lächelnd fort.

„Ja, da haben Sie ganz Recht,“ sagte er ernst. „Fähigkeiten, die man nicht übt, verkümmern, wie Organe, die man nie gebraucht. Übrigens wollte

ich Sie etwas fragen, bei Gelegenheit. Ich habe Sie neulich mit Frau N. sprechen gesehen.“ Er nannte Fsoldens Namen. „Kennen Sie die Frau?“

„Sie eigentlich nicht, sondern ihren Mann, der ein alter Jugendfreund von mir ist. Ich habe ihm versprochen, mich hie und da um seine Frau zu kümmern.“

„Hat er Sie darum gebeten?“

„Ja“, sagte ich unverschämt.

„Das war sehr unrecht von ihm,“ erwiderte der Arzt ernst. „Sie sind der ungeeignetste Verkehr für die junge Frau, den er überhaupt finden konnte.“

„Warum denn das, Doktor? Sie fürchten doch nicht . . .“

„Ich fürchte nicht das, was Sie glauben. Allein, sehen Sie, die Frau ist ein merkwürdiger Fall. Das Problem, das Unserem jeden Tag zehnmal zum Raten gegeben wird, und jedesmal in einer neuen Form, ist immer wieder dasselbe: Wie stellt sich diese bestimmte Frau zur Liebe? Zur Liebe in der weitesten Bedeutung des Wortes, müssen Sie begreifen. Von der bloßen ehelichen Gewohnheit angefangen bis zum leidenschaftlichen Rausch der Phantasie. Immer dasselbe Rätsel: Wie verhält sich dieser bestimmte Frauenorganismus dazu? Die Eine braucht sie in der, die Andere in

jener Gestalt. Fast Alle müssen sie haben. Aber diese Frau, sehen Sie, die verhält sich ganz merkwürdig zur Liebe; negativ nämlich.“

„Heißt das, daß sie nicht lieben kann?“

„Nein. Darüber will ich nicht urteilen. Aber sicher ist, daß sie nicht lieben darf, verehrter Freund, nicht darf, verstehen Sie?“

„Offen gestanden, nein.“

„Nun, die Liebe würde sie eben zugrunde richten, das ist Alles. Sie würde sie nicht vertragen. — Das Experiment wurde an ihr im ersten Jahre der Ehe gemacht, — es brachte sie so nahe an den Rand des Nichts, daß sie nur mit der größten Anstrengung mehr zurückgerissen werden konnte. Seitdem sind wir gewarnt. Ich habe sie schon damals behandelt, und Sie werden mir also zugeben, daß ich den Fall genau kenne.“

„Liegt ein körperlicher Mangel an Eignung vor?“, fragte ich mit dem Schein leichten Interesses.

„Nein. Die Sache hat ihren Grund in dem, was Ihr Dichter Seele nennt: in ihrem Centralnervensystem, das eben nicht der kleinsten Erschütterung gewachsen ist. Secundär liegt allerdings auch eine Lungenaffection vor, die durch die allgemeine Körperschwäche gefährlicher wird, als sie sonst wäre. — Der Zusammenhang ist klar. Eine Erschütterung nach einer Seite hin stürzt den ganzen Bau

um. Das ist gewiß. Kommen wir nur über die paar Jahre bis zu dreißig noch gut hinaus, so wird viel gewonnen sein. Vielleicht wird dann das ein Heilmittel, was jetzt als Gift wirken würde. Ich weiß es nicht. Ich bin kein Prophet. Aber, was ich von ihrem jetzigen Zustande sagte, das weiß ich sicher.“

Er unterstrich die letzten Worte mit der Stimme und sah mich forschend an.

Ich hielt seinen Blick ruhig aus und sagte: „Es ist für mich gewiß von großem Interesse, das zu hören, insbesondere, da es die Frau meines Freundes betrifft. Ich danke Ihnen.“

„Bitte,“ erwiderte er. „Ich halte es auch für meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß ich Frau A. seit einigen Tagen schlechter als früher finde. Fieberhafte Aufregung wechselt mit schlaffer Abspannung, Schlaf und Appetit lassen viel zu wünschen übrig. Vielleicht wollen Sie Ihrem Freunde darüber berichten? Ich will ihn noch nicht alarmieren.“

„Danke“, sagte ich. „Ich will mirs überlegen.“

Er gab mir die Hand und ging fort.

Das Letzte war eine Drohung gewesen, so viel war mir gleich klar. Wie weit der Arzt mich durchschaute, ob er Alles ahnte oder nur meinen Leichtsinns fürchtete, konnte ich natürlich nicht wissen.

Aber darüber war nun kein Zweifel mehr, daß mich Fsoldens Gatte nicht belogen hatte, und daß ihr Zustand wirklich so war, wie er ihn geschildert hatte. Sie konnte an meiner Liebe sterben, sie mußte . . . Und als ich mich bei einer merkwürdigen Befriedigung ertappte, Daß nun so sicher zu wissen, daß kein Zweifel mehr daran bestehen konnte, — da deutete ich das feige dahin, daß ich nun genügend gewarnt und froh darüber sei und nun ganz gewiß wieder vernünftig werden und das franke Weib in Ruhe lassen würde.

Ich ging auch am nächsten Morgen nicht in den Garten, sondern suchte meine frühere Gesellschaft auf und verjubelte den Tag mit den Andern und die Nacht mit einem Weibe . . . Aber am Morgen war mir öde und flau zu Mute; ich war unzufrieden und langweilte mich.

Trotzdem blieb ich auch an diesem Tage dem Garten fern.

Am dritten Tage ließ es mir keine Ruhe mehr: ich mußte ein Schrittchen weitergehen.

Aber ich suchte sie nicht im Garten auf, sondern dachte mir eine Probe aus, mit der ich sie zu mir ziehen und an der ich prüfen wollte, wie weit meine Macht über ihre Seele reichte.

Gegen elf Uhr Vormittags, als ich wußte, daß das Klavierzimmer leer war und daß Fsolde, von ihrem

Spaziergang zurückkehrend, an der Thür desselben vorbeikommen mußte, setzte ich mich an den Flügel und begann Tristan zu spielen.

Ich spielte die Einleitung zum zweiten Akt, und die Szene darnach, wie Isolde den Geliebten mit hell brennenden Sinnen, mit zuckender Ungeduld, im ausbrechenden Liebeswahnsinn erwartet und ruft.

Wenn sie ganz in meinem Bann war, so mußte sie kommen.

Ich spielte, und spielte mich selbst in immer größere Aufregung hinein; den Blick hielt ich unverwandt auf die Thür gerichtet, die ich nicht geschlossen, nur angelehnt hatte.

Wird sie kommen oder nicht?

Ich sammelte meine ganze Willenskraft auf einen Punkt: sie muß kommen!

Da bewegte sich die Thür leise.

Es war im Augenblick, wo die Musik den Gipfelpunkt der Steigerung erreichte: die Geigen haben sich in stürmischem Fluge über alle andern Stimmen erhoben und stoßen sie verächtlich hinter sich in Nacht und Schweigen zurück: nun singen sie, schreien sie, kreischen sie ganz allein in der höchsten Tonlage, wie Adler über allen Berggipfeln schwebend, ihr wahnsinniges Sehnen hinaus . . .

Da trat sie ein und kam mit gleichmäßigen,

schleppenden Schritten, halbgeschlossenen Augen langsam auf mich zu, als wenn ich sie wirklich mit zauberhafter Macht an mich herangerissen hätte.

Ich sah sie nicht an, sondern spielte weiter, — sie blieb hinter mir stehen, daß ich ihren Athem in meinem Nacken fühlte, und beugte sich ganz über die Tasten vor.

Da schloß ich mit einem jähen, dissonirenden Schlage und drehte mich halb um. Ihr Gesicht war nahe bei meinem, totenblafs; die Augen, weit aufgerissen, schienen über alle Erdbdinge hinweg in eine weite, ferne Leere zu starren; um ihre weißen Lippen kam und ging ein heftiges Zucken.

Und ich warf meine Arme um ihren Hals, zog ihren Kopf wortlos, gewaltthätig zu mir herab und presste meine Lippen wild und fest, in einem brutalen, besitzergreifenden Kusse, auf die ihren.

Ich fühlte, wie sich ihre Zähne knirschend gegeneinanderdrückten, und wie ein Zittern durch ihren zarten Leib ging; ihre Arme stemmten sich schwach gegen meine Brust, als wenn sie mich zurückdrängen wollte, und dann sank sie gleich, als wenn sie Einer hingestoßen hätte, kraftlos an meine Schulter. Ihre Hände krampften sich in meinen Ärmel, unter meiner Hand fühlte ich das heftige, unregelmäßige Klopfen ihres Herzens, und nun küßte ich sie noch

mehrmals, auf die Augen, auf das Kinn und auf den Hals.

Plötzlich wurde sie mir ganz steif in den Armen, wie ein lebloses Stück Holz; ich sah sie erschrocken an. Ihre Augen waren fast erloschen, und auf der Unterlippe stand ein Blutstropfen, Korallenrot auf dem Bläulichweiß der Lippe, — so fest hatte sie ihre Zähne hineingedrückt.

Ich ließ sie los, sie schwankte aber und drohte zu fallen, so daß ich sie in einen Lehnstuhl setzen mußte. Einige Minuten lag sie vollkommen unbeweglich zurückgelehnt; dann, indem sie die Augen zu mir aufschlug, machte sie eine schwache, abwehrende Bewegung mit der Hand, lallte einige unverständliche Worte und, plötzlich, mit mehr Kraft, als ich ihr zugetraut hätte, aufspringend, enteilte sie schwankenden Schrittes, wie eine Trunkene, und verschwand durch die Thür.

Ich folgte ihr nicht, sondern blieb im Klavierzimmer zurück. Mechanisch schloß ich den Flügel, rückte den Schemel dabei zurecht und setzte mich dann in den Stuhl, aus dem sie eben aufgestanden war, lehnte mich zurück und schloß die Augen. Ich durchkostete in der Erinnerung noch einmal den neuen, seltsamen, halbschmerzlichen Genuß dieser Küsse, die mir schneidend durch alle Sinne gefahren waren. Darin, wie sie unter meinem Fuß erst

zurückbebt, dann sich, wie ein williges Opfer, hingab und endlich erstarrte, lag eine grenzenlose Wollust; zu groß für die Sinne eines Menschen, wie mir damals schien; sie rüttelte mich noch in der Erinnerung mit wonnigen Schauern durch und durch. Nie, nicht in der Umarmung des schönsten und geliebtesten Weibes, hatte ich noch dergleichen empfunden; und Solde war nicht schön und ich liebte sie nicht. Ich gab mich meiner neuen Trunkenheit hin.

Plötzlich durchfuhr es mich kalt: sie stirbt ja, sie geht an deinen Küssen zugrunde! Vielleicht hast du sie umgebracht! Meine Haare sträubten sich, meine Zähne schlugen klappernd zusammen.

Und mitten in diesem Entsetzen spürte ich doch deutlich die Süßigkeit der eben genossenen Lust weiter in meinen Sinnen, und stärker sogar, als früher, in einem jähen, bethörenden, berückenden Anschwellen, das mir den Athem benahm Was thuts, wenn sie daran stirbt? . . . Was thuts?, wiederholte ich. Wenn sie auch gleich in deinen Küssen vergeht, so hat sie doch einmal in ihrem Leben, in ihrem armen, leeren Leben die höchste Lust gekannt; wenigstens hat sie ein paar Minuten lang wirklich gelebt. Mir fiel ein, was ich ihr am ersten Tage vom Tristan gesagt hatte: lernen, eine Stunde voller Seligkeit statt des ganzen

Lebens zu wählen. — Das hat sie ja gelernt, dachte ich; dabei sprang ich auf und lief, heftig gestikulierend und mit mir selbst sprechend, im Zimmer auf und ab. Ich habe sie's gelehrt. Darüber darf sie sich nicht beklagen. Sie ist glücklich so, auch wenn sie die morgige Sonne nicht erlebt. Ich habe sie leben gelehrt, und sterben.

Sterben! Wieder durchfuhr's mich wie kalter Stahl. Sie soll nicht sterben! Ich fühlte auf einmal eine beklemmende Angst, daß sie sterben könnte. Dann habe ich sie doch umgebracht, sagte ich zu mir!

Das kann ja nicht sein!

Oh, wenn sie am Leben bleibt, so soll Alles aus und gut sein! Alles! Nie fange ich mehr damit an. Sobald ich weiß, daß sie gesund ist, reise ich ab und sehe sie nie mehr wieder.

Mit diesem festen Entschluß verließ ich das Zimmer.

Am nächsten Morgen kam ich in den Garten und mein erster, ängstlicher Blick suchte die wohl-bekannte, graue Gestalt.

Sie war nicht dort und kam auch nicht.

Mir schnürte die Angst die Kehle zusammen. Ich ging ins Hotelbureau und fragte, ob Frau N. vielleicht abgereist sei?

S a c h s, Von zwei Geschwistern.

Nein, sie war nicht abgereist, aber seit gestern krank. Eben war der Arzt bei ihr.

Ich floh, wie Kain vor dem Engel, um nicht den Arzt zu treffen, dessen Blick ich jetzt mehr fürchtete, als den Tod, und wagte nicht weiter zu forschen.

Am nächsten Morgen war trübes, kühles Wetter und ich durfte daher nicht hoffen, sie im Garten zu treffen. Mich nach ihrer Gesundheit zu erkundigen, wie doch natürlich gewesen wäre, hielt mich eine alberne Scheu ab.

Am dritten Tage war der Morgen sonnig und warm; ich eilte in den Garten, aber sie kam wieder nicht. Ich verlebte einen schrecklichen Tag. Gegen Abend faßte ich meinen Entschluß: wenn sie morgen wieder nicht zum Vorschein komme, persönlich nach ihrem Befinden Erkundigung einzuziehen. Nachdem ich mir das fest vorgenommen hatte, wurde ich ruhiger; aber Nachts, im Bette, von Schlaflosigkeit gepeinigt, machte ich plötzlich eine neue Entdeckung.

Ich wollte mich nämlich nur deshalb persönlich erkundigen, um — wieder anzufangen. Denn die Lust dazu, der unbezwingliche Wunsch nach Erneuerung und Vollendung der unerhörten, schmerzlichen Wollust, die ich mir an ihr bereitet hatte, hatten sich wie wilde Raubtiere, die im Dunkeln lagern, über meine Seele gestürzt und saugten an

ihr, bis sie, matt und blutlos, keinen Widerstand mehr leisten konnte. Die Empfindung des armen, gebrechlichen, magern Körpers, den ich in jenem Augenblick an mir gefühlt hatte, rieselte an meiner Haut wie eine laue, lüsterne Badeschwelle entlang, ich konnte sie nicht loswerden und sie rief meine Sinne zu wilder Empörung auf. Ja, schrie es in mir, das ist eine Lust, wie sie nicht Jeder kennt, eine rechte Siegerlust, für Volfreie! Und wenn du tödend genießen sollst, warum nicht? Du darfst es ja! Wer ist sie denn, daß du sie schonen sollst? Ist eine Nacht voll solcher Seligkeiten, wie du sie ahnst, mit ihrem schwächlichen, wertlosen Leben zu teuer bezahlt? Du wolltest ja bluttheuern Preis für eine neue Lust zahlen? Da ist sie nun. Wirst du nun — feig?!

Es ist ja Wahrsinn, es ist nichts als Tollheit, sagte ich dann beruhigend zu mir. Ich denke nicht daran. Ich muß mit dem Arzt reden. Was ist mir denn eigentlich?

Aber die Krisen kamen wieder, es gab keinen Widerstand dagegen. War das eine Nacht!

Als ich am Morgen aufstand, wußte ich, daß ich sie besitzen wollte, um bluttheuern Preis. Zugleich graute mir davor und bebte ich vor ahnender Lust, wie ich vor meiner allerersten Liebesnacht nicht gezittert habe. Ich fühlte mich stark und frei und

jubelte, mir endlich meine Freiheit und Kraft zu beweisen . . .

Aber als ich in den Garten kam und sie heute wieder nicht dort fand, schien es mir, als ob Alles doch nur blinder Lärm gewesen wäre.

Es wird ja Nichts. Ich hoffte: Es wird ja Nichts. Und noch, als ich schon die teppichbelegten Treppen hinaufstieg ins zweite Stockwerk, wo sie wohnte, — ich hatte die Benützung des Aufzugs abgelehnt um noch während des Steigens eine Frist zur Überlegung zu gewinnen, — dachte ich: es wird ja Nichts. Wenn ich meine Karte hineinschicke und anfrage, wie es der gnädigen Frau geht: entweder graut ihr vor mir und sie weist mich ab — oder — sie fürchtet sich; sie ist ja gewarnt — oder sonst Etwas geschieht; aber hineinrufen wird sie mich doch nicht lassen, das ist gewiß. Das kann sie ja garnicht thun, schon des Zimmermädchens wegen. Und wenn es nicht heute geschieht, dann nie mehr, das gelob' ich mir; dann reise ich noch heute ab.

Damit stand ich vor ihrer Thür. Ich schickte das Zimmermädchen mit meiner Karte hinein: wie sich die gnädige Frau befinde und ob sie mich empfangen wolle?

Das Mädchen war kaum hineingegangen, so

kam sie schon wieder zurück: die gnädige Frau lasse den Herrn bitten . . .

Das traf mich wie ein elektrischer Schlag, daß mir die Knie zitterten. Ich zögerte noch einen Augenblick, dann klopfte ich und trat ein.

Es war ein banales Hotelzimmer, mit der ewigen, langweiligen Schaustellung von rotem Plüsch und Ebenholz. Aber dadurch, daß die heruntergelassenen grünen Holzgardinen das starke, grelle Vormittagslicht nur in dünnen, blassen Strahlenbündeln einfallen ließen, war der Raum in ein grünliches, unnatürliches Dämmerlicht getaucht, das umso seltsamer wirkte, als es seinen Ursprung aus dem vollen Sonnenscheine her noch deutlich verriet.

In einer Ecke, unfern dem einen Fenster, stand das weiße, schmale Bett; dort lag Isolde unter einer roten Atlasdecke.

Sie hob den Kopf, als ich eintrat, und sah mich mit jenem erstaunt fragenden Blicke an. In den wenigen Tagen hatte sich ihr Gesicht schrecklich verändert. Die Wangen waren hohl und eingefallen und nicht mehr gelblich blaß, sondern fast grau. Um ihre Augen zogen sich tiefe, schwarze Kreise, so daß sie in Stirne und Wangen, wie in eine weiche, nachgiebige Masse, ganz einzusinken schienen. Der arme kleine Kopf schleppte sich müd an

einem dicken Bund lose zusammengeraffter, fahlblonder Haare.

Ich blieb an der Thüre stehen und schwieg.

Am liebsten wäre ich entflohen. Aber ihr Blick ließ nicht von mir ab, und ich kam auf ihr Bett los, mit langsamen, gleichsam tastenden Schritten. Dann setzte ich mich neben sie und nahm ihre wachsfarbene, durchscheinende Hand, nur mehr ein Spiel zarter, dünner Knochen unter einer losen Haut, in meine beiden Hände. So lagen alle drei auf der roten Atlasdecke beisammen.

Wir schwiegen noch immer. Und plötzlich legte sie ihren Kopf auf meine Hände und begann darauf zu weinen, leise, aber wild und schrecklich.

Ich ließ sie eine Zeit gewähren, dann sprach ich ihr zu und wollte sie trösten.

Mit Einemmal hörte sie zu weinen auf und sagte:

„Du darfst mich nicht trösten. Jetzt habe ich über mich geweint, verstehst Du, über mein armes Leben habe ich geweint. Einmal darf ich doch weinen und mich beklagen, bevor ich es fortgebe.“

„Aber mein Herz, mein armes, liebes“, flüsterte ich.

„Still!“, sagte sie. „Ich weiß, daß ich es fortgebe. Ich schenk' es Dir, weil Du es haben willst...“

Du hast mir einmal gesagt, daß man das volle Glück einer Stunde statt aller Güter des Lebens wählen kann . . . Oh, das ist es nicht; das darfst Du nicht glauben. Nein, ich, ich sterbe, weil Du mich willst und weil ich daran sterben muß.“

Ehe ich noch antworten konnte, legte sie mir ihre heißen Finger auf den Mund und sagte: „Du darfst mich nicht trösten. Das steht Dir nicht gut. Ich weiß jetzt, nach den schrecklichen drei Tagen, die ich erlebt habe, was dann kommen wird. Das ist der Tod. Ich weiß auch, daß Du mich nicht liebst . . . Nein, sag' Nichts. Du willst mich haben, ich weiß nicht, warum. Aber ich, ich liebe Dich mehr, als ich den Tod fürchte. Und — ich fürchte mich schrecklich vor dem Tod.“

Wir schwiegen.

Sie wendete das Gesicht der Wand zu und sagte kaum verständlich: „Und jetzt nimm mich.“

Ihr schwacher, gebrechlicher Körper zeichnete sich undeutlich durch die Falten der schweren Atlasdecke. Der blasser, magere Nacken, mir zugekehrt, war bloß. Ich drückte meine Lippen darauf und wieder durchwogte mich eine laue Welle der Luft .

Ich teilte ihr Bett, hielt sie in meinem Arm und küßte sie langsam auf Mund und Augen.

Ihr Körper war an dem meinen kaum zu fühlen so leicht und dünn war er.

Aber ich schonte sie nicht und sah sie ganz.

Es war ein armer, blasser Schatten von einem Frauenleib, zarte, dünne Knochen, denen die Haut zu weit geworden. Keine Spur von Reiz und Weiblichkeit. Wie ich sie ansah, überließ es mich gleich einem Schauer des Todes. Mir graute vor dieser halben Leiche, die ich lieben sollte; wie ein Kirchhoffschänder kam ich mir vor. Mit einem Schlage war meine krankhafte Begierde nach ihr verschwunden; keine Erinnerung an das Lustgefühl ihrer Küsse blieb übrig. Unwillkürlich war ich vor ihrer Berührung zurückgebebt. Sie merkte es, sah mich mit einem traurigen Blicke an und drängte sich mit einer schwachen Bewegung an meine Brust.

Doch ich wollte sie nicht mehr. Meine Sinne flohen vor ihr.

Aber ich mußte sie jetzt wenigstens nehmen, da ich sie so weit gebracht hatte . . .

Und so besaß ich sie.

Sie schien in einer Art Starrkrampf zu liegen, die Hände in einander gekrampft, die Füße steif angezogen, daß ihr schmaler Körper, in einen Bogen gekrümmt, nur mit dem Kopf und den Sohlen das Bett berührte.

Ich saß daneben und sah sie an. Mir graute vor ihr, vor mir, vor der ganzen Welt. Ich haßte sie jetzt, mit einem erbärmlichen Haß, der sich versteckte. Ich zog die rote Atlasdecke über ihren elenden, nackten Körper hinauf, um ihn nicht mehr sehen zu müssen.

Dann starrte ich wieder ihr krampfhaft verzogenes, graues Gesicht an. Die Augen waren geschlossen, die Mundwinkel fielen schlaff herab, die Nase schien spitz zu werden — sie sah schon jetzt wie eine Tote aus. Erschrocken griff ich nach ihrem Handgelenk und fühlte nach dem Puls. Er ging noch, schwach und unregelmäßig.

Von meiner Berührung, wie es schien, erweckt, öffnete sie die Augen halb und streckte ihren Leib unter der Decke. Sie sah mich unter halboffenen Lidern hervor mit einem matten, erstaunten, vorwurfsvollen Blicke an. Ich verstand diesen Blick; er sagte: Und das ist Alles? Das ist die ganze Luft, die ich mir mit meinem Leben und meinem Herzblut gekauft habe? Mehr kannst Du mir nicht geben, — mir, die Dir ihr Leben geschenkt hat?

Ich fürchtete mich vor diesem Blick, stand auf und machte unwillkürlich ein paar Schritte nach rückwärts.

Sie machte eine Anstrengung, um zu sprechen.

„Soll ich Dir Etwas . . ?“, fragte ich.

„An ihn telegraphieren“, flüsterte sie. „Er soll kommen und mich holen Ja?“

Ich versprach es ihr.

„Ich mag nicht allein sterben“, sagte sie. „Er wird um mich weinen. Du nicht.“

„Sofde!“

„Nein. — Du hast mich betrogen. So wollte ich nicht tauschen. So hätt ich nie getauscht. Ich fürchte mich ja vor dem Tod. Ich will so gerne leben!“

Sie schwieg; dann fuhr sie leise fort:

„So still und langweilig, wie früher, möchte ich leben, krank sein, sehr krank, aber recht, recht lange. Oh, mein armes Leben, mein armes Leben!“, schrie sie wild und fing wieder zu weinen an.

Ich stand da und wußte Nichts zu sagen.

„Geh“, sagte sie leise. „Du sollst nicht dabei sein.“ Ihre Stimme wurde weich. „Du sollst glücklich sein und nicht mehr wiederkommen.“

Ich wandte mich wortlos zur Thür.

„Komm noch einmal her!“, rief sie. Ich ging zu ihrem Bette zurück und setzte mich ans Kopfende. „Ich liebe Dich doch“, flüsterte sie. „Du

kannst ja Nichts dafür, daß ich Dir nicht gefalle. Küß mich noch einmal, das kannst Du doch.“

Ich gab ihr mit kalten Lippen einen leichten Kuß, und noch einen zweiten, weil sie mir jetzt erst Leid zu thun begann. Sie blieb still liegen, dann flüsterte sie, kaum verständlich: „Du hast mich gewollt . . . Ich weiß nicht . . . Komm noch einmal, eh er mich holt, ja? Ein Einziges!“

Ich versprach ihr das, obwohl ich sicher wußte, daß ichs nicht halten würde. Und dann ging ich fort. —

Als ich wieder allein auf meinem Zimmer war, fiel plötzlich Ekel, Entsetzen, Grauen, wie eine Bergeslast auf mich; ich fürchtete mich, sie noch einmal zu sehen, von ihr auch nur zu hören, einen Ort zu betreten, wo ich mit ihr gewesen war und der mich an sie erinnerte. Haß und Ekel erfüllten mich ganz; von Mitleid war da keine Spur. Von ferne ihrem Todeskampf zusehen, stündlich an sie und ihr Elend und ihre Leiden denken zu müssen, das konnte ich nicht ertragen. Fort von diesem Orte, schrie es in mir. In eine andere Umgebung, unter Menschen, vergessen gehn!

Ich forderte meine Rechnung, packte und reiste noch am selben Abend ab, ohne mich weiter um die franke Frau zu kümmern.

Als mein Wagen um die Ecke der Straße bog, wo das Thal, in dem der Badeort liegt, in ein breites Flußthal mündet, und ich zurückblickend nur eine grünbewachsene Bergwand sah, die sich breit zwischen mich und jenen Ort geschoben hatte, jubelte es in mir auf.

Jetzt sollte es an ein Vergessen gehn!

Sie und da habe ich noch, eine halbe Minute lang, die schwache, anschwellende und rasch wieder schwindende Empfindung, als sei mir noch nicht alle Keimkraft abhanden gekommen; als sei noch Etwas in mir, das wachsen und leben könnte unter allem Moder und Verfall, der in mir ist. Aber das sind wol nur franke, von Anbeginn faule Keime, die sich nicht entwickeln können. Zuerst sind sie krankhaft ausgewachsen und entartet, zu unnatürlichen, mißfarbigen Gebilden; jetzt wachsen sie gar nicht mehr, welken vom Samenkorn ab und fallen.

Ich bin an den Grenzen meiner Kraft. Die wilde, wahnsinnige Lust, Alles zu sagen, die Wollust, in meinen Wunden zu wühlen, und die abergläubische Hoffnung, mich dadurch zu befreien, hatten es in diesen letzten Tagen über meine Schwäche davongetragen; ich blieb aufrecht. Aber nun ist's bald aus mit der Kraft. Mit dem Restchen, das noch in mir blieb, habe ich nicht gespart;

mit dem Tröpfchen Öl, das noch in der Lampe war, habe ich Verschwendung getrieben, wie wenn noch Fässer voll davon im Keller lägen.

Aber es ist an der Reihe; das Licht will erlöschen.

Auch mein Aberglaube hat mich betrogen; das Erzählen brachte keine Befreiung; es hat mich nur aufgereggt und kränker gemacht. Ich muß mich sputen, wenn ich noch Etwas erwägen will.

Denn einer Sache möchte ich noch auf den Grund kommen; der Frage gerade, die mich so oft gequält und gemartert hat: will sie sich rächen? ist alles Elend und alle Schmach, die ich leide, eine Rache dieser Toten? Ich möchte gern Alles überlegen, was mich zu einer Antwort führen könnte; ganz kühl und ruhig — möchte ich gerne überlegen.

. . . Ich reiste damals geraden Weges nach der Hauptstadt zurück und fing dort mein gewohntes Leben an, als wenn Nichts geschehen wäre. Nur vermied ich es in der ersten Zeit, jene Theile der Zeitungen zu lesen, in denen Todesnachrichten zu stehen pflegen; und wenn sich unter meinen Briefen Einer fand, der von außen wie ein Partezettel aussah, so warf ich ihn uneröffnet ins Feuer.

Das ging so ein paar Wochen fort, es kam gegen den Herbst und ich begann schon, Isolden und Alles, was sich an ihren Namen knüpfte, so

vollständig zu vergessen, daß ich die Gewohnheiten, die ich angenommen hatte, um mich vor einem plötzlichen Entsetzen zu schützen, allgemach fallen ließ und Zeitungen und Briefe ohne Vorsichtsmaßregeln zur Hand nahm.

Gegen Mitte Oktober war es, da erwachte ich eines Morgens ziemlich spät; ich hatte die Nacht in lustiger Gesellschaft zugebracht, dann nicht lange, aber fest und erquicklich geschlafen und war guter Dinge. Ich nahm die Zeitung zur Hand, die mir aufs Nachttischchen gelegt worden war, und blätterte darin gedankenlos herum . . . Und da stand es.

Sie war vor zwei Tagen gestorben. In Meran. Jetzt eben wurde sie begraben. Vielleicht um dieselbe Stunde, da ich im Bett lag und mich behaglich dehnte

Mir wurde kalt dabei. Ganz stumpf sprach ich vor mich hin: Also ist es doch so? Ist es doch so? Wer hätte das gedacht? Jetzt ist sie also tot.

Eine gewaltige Willensanstrengung riß mich aus diesem Zustande der Erstarrung empor. Ich hielt mir vor, daß ich auf dieses Ereignis ja gefaßt sein mußte; daß ich jetzt gerade, jetzt vor Allem, den Kopf oben behalten müsse, koste es, was es wolle. Ich durfte eben nicht daran denken. In ein paar Wochen war es vergessen.

Ich verbrannte das Zeitungsblatt sorgfältig im Ofen, kleidete mich an, frühstückte und ging aus. Ich suchte alle meine Bekannten auf und blieb bei denen, die ich allein traf, so lange ich konnte, und redete, redete, redete, bis mir der Kopf springen wollte. Dann ging ich in die Weinstube und trank mir einen Champagnerrausch; den ersten Rausch seit frühen Studententagen, denn ich verabscheute das Zuviel im Trinken und behielt stets, auch in den tollsten Gelagen, der Einzige meinen klaren Kopf. Damals that mir aber der Rausch gut; ich kam nach Hause, schlief vierzehn Stunden, und als ich aufwachte, hatte ich vergessen.

Aber es erinnerte mich wieder und immer wieder. Das ist nämlich das Merkwürdige. Von dem Augenblicke an, wo ich ihren Tod erfuhr, fing es an, mit mir schief zu gehen, und ich kam ins Rollen nach abwärts, erst langsam und dann immer, immer schneller.

Daß ich mir das Trinken angewöhnte, weil es mir immer doch auf ein paar Stunden Vergessen schaffte, und daß bald der Wein nicht mehr genug berauschende Kraft hatte und nun der Cognac dran mußte, — davon will ich nicht reden. Das kam eben so mit. Aber seltsam ist das Andere, was geschah.

Zuerst war es, als wenn sich alle meine Gläu-

biger verabredet hätten, um mit Einemmale mich zu plagen anzufangen. Denn ich hatte viele Gläubiger; zuerst wußte ich selbst nicht, wie viele, aber als es nur angefangen hatte, da krochen sie aus allen Ecken und Winkeln wie die Küchenstaben hervor, und wo ich Einen fortschaffte, kamen Sechse nach; ich wußte mich nicht mehr vor ihnen zu retten. Es war sonderbar; ich hatte so in die blaue Luft hineingeborgt, ohne daran zu denken, daß es mir je an Zahlungsmitteln mangeln würde, und gar nicht gewußt, daß ich bereits ein so großes Vermögen schuldig war, wie sichs ein deutscher Schriftsteller mit seiner ganzen Lebensarbeit noch nie erworben hat; und dabei hatte ich immer offene Börsen gefunden, aus denen ich schöpfen konnte, niemals war mir ein Verlangen abgeschlagen worden; alle Leute schienen sich eine Ehre daraus zu machen, meine Gläubiger werden zu dürfen. Nun auf Einmal bekamen sie Alle Angst um ihr Geld; sie drohten und pressen, mahnten und klagten von allen Enden her; mit Pfändung, Konkurs und Strafanzeige rückten sie mir zuleibe. Ich war mein Lebtag nicht in Geldverlegenheiten gewesen; erst gab mir die Mutter das Wenige, das ich damals brauchte, dann fing das Vorgen auf die fetten Honorare an; um so leichter brachte mich die unerwartete Not an den Rand der Verzweiflung. Ich

wandte mich an meinen Verleger um einen größeren Vorschuß auf meinen nächsten und, wenn er wollte, noch den übernächsten Roman. Meine Vorräte an fertigen Arbeiten waren nämlich ganz aufgezehrt, weil ich schon seit Jahren nur mehr von ihnen lebte und nichts Neues mehr machte. Da geschah aber das Unerwartete, und das war der zweite Schritt nach Unten: Der Verleger schrieb mir in ziemlich barschem Tone, er könne mir Nichts mehr vorschießen; er habe sich mir gegenüber ohnehin schon viel tiefer in Vorschüsse eingelassen, als er vor sich verantworten, und ich schulde ihm mehr, als er an meinen Arbeiten je zu verdienen hoffen könne; es werde mir wohl bekannt sein, daß meine Bücher seit einiger Zeit so gut wie gar nicht mehr gekauft würden, nicht mehr „gingen“ einfach; und ich werde wohl auch wissen, daß gewisse Angriffe daran die Hauptschuld trügen, gegen die mich zu wehren ich nicht für gut befunden hätte. Und damit verbleibe er u. s. w.

Ich wußte Nichts von „gewissen Angriffen“; es war mir nicht das Geringste davon bekannt, daß meine Bücher nicht mehr „gingen“. Es konnte wahr sein oder auch nicht; ganz natürlich, daß ich Nichts davon wußte; ich kümmerte mich ja seit langer Zeit nicht mehr um diese Dinge.

Aufs Äußerste betroffen, wandte ich mich so-

gleich an mehrere andere große Verleger, bot ihnen meine künftigen Arbeiten an und verlangte einen Vorschuß.

Pünktlich kamen eben so viel abschlägige Antworten.

Da krampfte sich mein ganzes Wesen in einem entsetzlichen, erstickenden Angstgeföhle zusammen: Was war das? Und sofort kam ich wieder auf sie. Ja, das war sie. Rächen wollte sie sich. Sie hatte mir die Gläubiger auf den Hals gehehzt, sie war auf dem besten Wege, mich ins zu Tode Trinken hineinzutreiben, sie . . . aber wie machte sie denn das Alles? Sie war ja tot! Gibt es . . . ?

Ach, Unsinn!, schrie ich und schug mit der Faust auf den Tisch. Ich muß der Sache auf den Grund kommen.

Ich begann nachzuforschen, was das für Angriffe waren, von denen der Verleger gesprochen hatte; warum denn eigentlich meine Bücher nicht „gingen“.

Kurz gesagt: es war eine neue Litteratenjugend emporgekommen, und herrschte jetzt unumstritten auf dem Gebiete dessen, was man gern Kritik nennt, die mich als erste Stufe zu ihrem Aufsteigen benutzte hatte. Diese Jungen waren meistens nicht besser als ich, vielleicht böshafter, bissiger, giftiger,

als ich je gewesen: denn sie hatten lange warten müssen und sich meinen Ruhm von Unten ansehen, und da waren ihnen die Giftzähne gewachsen. Sie waren gehörig auf mir herumgetreten, bis sie sich hinaufgeschwungen hatten; dann ließen sie mich liegen und verfeßten mir nur hie und da einen kleinen Tritt, um zu sehen, ob ich mich nicht rühre. Ich hatte mich nie gerührt. Also war ich tot . . . Ich wußte selbst nicht, wie tot ich war.

Natürlich konnte ich es nicht wissen. Ich hatte mich immer in dem beschränkten Kreis von Lebemännern oder -Frauen bewegt, die sich verflucht wenig um Kunst und Kritik kümmerten, Nichts lasen, Nichts wußten. In diesem Kreise hatte ich wohl kraft meines jungen Ruhmes und der großen Honorare Eingang gefunden; denn der Ruf war so laut ins Land trompetet worden, daß er selbst zu Denen dringen mußte. Ob er mir aber gebührte oder nicht, ob er fortbauerte oder nicht, war da ganz gleichgültig, nachdem ich einmal zu ihnen gehörte. Die Leute konnten mir also Nichts davon sagen, daß ich schon seit beiläufig zwei Jahren zum alten Eisen geworfen war, und daß mir Nichts mehr übrig blieb, als ruhig zu rosten. Ihnen genügte, daß ich stets als Ihresgleichen auftrat; sobald ich das nicht mehr konnte, hatte ich auf sie nicht mehr zu rechnen. So stand es um mich.

Aber es konnte doch nicht so stehen. Trotz der merkwürdigen und beschämenden Erfahrungen, die ich überall mit meinen Versuchen, in den literarischen Kreisen einen Halt zu finden, machen mußte, war mein Selbstvertrauen und der Glaube an mein Können noch weit davon entfernt, zu wanken. Ich fühlte mich noch immer als der Riese unter den Zwergen, die mich für einen Augenblick, während ich schlief, überwältigt und gefesselt hatten; wenn ich mich aber rührte — nur rührte, — wie würden da die Spinnewebe in alle Winde fliegen, mit denen sie mich zu binden geglaubt hatten — diese lächerlichen Zwerge, mich, den Großen!

So dachte ich in meinen großsprecherischen Stunden; so dachte und sprach ich besonders, wenn ich Etwas getrunken hatte und mich vor mir selbst aufspielte. Aber in den andern Stunden, die auch kamen, in grauen, halbernüchternen Stunden des Ekels, die wie breite, langsame, schleimige Schnecken heran- und vorbeischlichen und ihre gräulichen Schleimspuren auf mir zurückließen, glaubte ich nicht recht an meine Prahlereien. Sie wird mir schon auch dabei in den Weg kommen, dachte ich immer. Ich werde sie sicherlich nicht loswerden. Natürlich, sie will mich ja zugrunde richten. Wie sie nur kann . . . —? Ich haßte sie.

Aber nein, sie sollte mich nicht unterkriegen. Mit einem Schläge wollte ich wieder Alles zurückgewinnen. Ich wollte den Zwergen schon zeigen, was der Riese kann, — dachte ich; gerade, wie es jetzt meine Mutter denkt. Ich wollte einmal etwas ganz Großes und unbestimmt Herrliches machen; ich wußte selbst nicht, was.

Eines Tages fand ich unter meinen alten Papieren einen Jugendplan zu einem Drama, der mir sehr gefiel. Ich war recht gerührt darüber, was ich damals für ein Prachtwerk gewesen war. Ja, ja!

Nun, den wollte ich ausführen. Das war der große Schlag, den ich führen mußte. Dann konnte ich sie auslachen, diese tote Frau, die mich zugrunde richten wollte.

An einem schönen Wintermorgen verschwand ich aus der Stadt und sagte Niemandem, wohin ich ging. Ich nahm nur den alten Schauspielplan mit. In die heilige Einsamkeit wollte ich tauchen; mich wiederfinden, mich zu einem wuchtigen Hiebe sammeln, und dann — los auf das Eisen mit dem Hammer, daß die Funken stoben.

Einer meiner Freunde hatte mir längst auf seinem Gute in Steiermark Gastfreundschaft angeboten, falls ich einmal allein sein und arbeiten wollte. Gott weiß, wie Dem der Gedanke kam, daß

man allein sein müsse, um zu arbeiten. Aber es war ein vortrefflicher Gedanke. Ich hatte an den Verwalter geschrieben; dem war ich ein für allemal angekündigt. Ich sollte nur kommen, der Schlitten werde mich an der Bahnstation erwarten.

So fuhr ich denn hin.

Am ersten Morgen, nachdem ich mich in den mir angewiesenen Gemächern eingerichtet hatte, ging ich hinter das Schloß, hinauf in den Wald.

Es war kalt und etwas neblig, zwischen den Bäumen lag der Schnee, vom Wind zusammengetrieben, in dicken, runden Haufen, in die mein Fuß oft bis über's Knie einsank. Ein feierliches, weites Schweigen lag über dem Gelände, das mich tief ergriff. Es regte sich in mir, wie schon seit Langem nicht; stark und eigen schmerzhaft. Ich wollte an meine Arbeit denken, die ich heute beginnen sollte; aber ich konnte nicht; meine ganze Seele sank still und langsam in den bodenlosen Abgrund dieses Schweigens hinunter.

So stieg ich, trotz der körperlichen Müdigkeit, die sich mir seit einiger Zeit bedenklich fühlbar machte, immer weiter bergan; und mit einem Schlage, eben stand ich in einer Richtung, die auf dem Rücken des Waldberges ausgeschlagen war, fiel der Nebel, der noch über der Nähe lag, zerriß in viele kleine

Fetzen, die langsam zwischen den schlanken, schwarzen Tannenzwipfeln ins Thal hinunterfrohen. Über mir war ein glaslarer, blaßblauer Himmel, und die bereits hochgestiegene Sonne warf ein sinnverwirrendes Glitzern und Blinken in die weiten, glatten Schneeflächen und zwischen die zarten Eisnadeln, mit denen die Baumäste rings behängt waren.

Da kam mich ein so unsäglich bitteres, schmerzliches Gefühl, eine so thränenrührige, selbstbedauernde Stimmung an, daß ich hätte heulen mögen, wie ein geprügelter Hund; ich that mir nun entsetzlich Leid, denn mir war, als wenn ich etwas Großes, Unwiederbringliches auf immer verloren hätte, und ich wußte nicht, was.

Nun arbeiten!, schrie es in mir. Jetzt kommt das Meisterwerk!

Ich eilte hinab zum Schloß, sperrte mich in mein Zimmer ein und setzte mich zu meinem alten Entwurf.

Aber wie ich dachte und grübelte und das einst Aufgeschriebene erwägend hin und her drehte, es blieb kalt und tot in mir und erwachte nicht mehr zum Leben. Die Gestalten, die mein Auge damals, als ich den Plan entworfen hatte, deutlich gesehen, waren mir nun nichts sagende Nebelgestalten geworden, die mir zerflossen, wenn ich sie fassen wollte.

Ich zwang mich, mit meinen Gedanken bei der Arbeit zu bleiben; aber sie wollten nicht; sie schweiften immer wieder ab, zu unbedeutenden, lächerlichen Dingen, ins Blaue hinaus. In wütender, entsetzlich anschwellender Angst zermarterte ich mich um einen Gedanken; es war umsonst. Nichts kam.

Ich glaubte es noch immer nicht. Mehrere Tage setzte ich diese qualvolle, unnütze Mühe fort. Aber es fiel mir Nichts ein. Ich konnte nicht einmal ein Interesse an dem einmal gefaßten Vorsatz mehr in mir finden. Einen Schatz von ungemünzten Gedanken und Gestalten hatte ich zu besitzen geglaubt; aber als ich nun den Deckel der Kiste öffnete, darin er liegen sollte, war sie leer. Ganz leer.

Hatte der Rost meinen Schatz verzehrt? War er mir gestohlen? Es war Nichts mehr da, ganz und gar Nichts. Ich konnte nicht arbeiten, ich konnte nicht einmal mehr denken.

Aber noch glaubte ich's nicht. Die Natur heilt, dachte ich, und die Einsamkeit. Also hinaus! Ich streifte tagelang allein im Walde umher; da mußte mir doch Etwas einfallen, — aber ich langweilte mich dabei. Die Einsamkeit ist ein Gift, wie jedes Heilmittel; ein Narkotikum, an dem man sich zu den glühendsten Träumen berauschen kann. Aber

man kann sich auch einen heillosen Ekel daran holen, wenn man eine tote Seele und ein leeres Herz hineinbringt. Ich bekam sie bald satt, langweilte mich . . .

Und schon zwei Wochen war ich auf dem Schloß und immer noch Nichts, Nichts, Nichts! Kein neuer Gedanke, keine Gestaltung der alten. Ich fühlte die Leere in meinem Hirn, fast körperlich, wie eine franke, schmerzende Stelle. Mich wollte eine Todesangst übermannen.

. . . Mein Essen brachte mir immer ein fünfzehnjähriges Mädcl auf's Zimmer; ein frisches, dralles Ding mit ziegelroten Backen, weißen, großen Zähnen, von bereits frauenhaft üppigen Formen, der die jungen Brüste ihr dünnes Perkaljäckchen hoben, daß sie durch den Stoff zu stechen schienen. Eh ichs merkte, hatte sich auf Die meine ganze Aufmerksamkeit gelenkt, und ich beehrte sie. Dabei hatte ich aber ein merkwürdiges, ängstliches Gefühl, das ich vorher nie gekannt hatte; mir war es, als ob ich das Mädcl nicht nehmen dürfe, aus irgend einem besondern, geheimen Empfinden; als ob etwas Schreckliches geschehen würde, wenn ich sie berührte. So wartete ich von einer Malzeit zur andern auf ihr Kommen, entschlossen, diesmal mit ihr anzubinden; aber ich that es nie. In diesem Warten und Zögern vergingen jetzt meine Tage.

Eines Abends aber sah ich: so gehts nicht weiter. Bei diesem Beben muß Einer verrückt werden. Denn ich hatte mir endlich gestanden, warum ich diese Todesangst fühlte, nicht mehr arbeiten zu können, und warum ich mich nicht getraute, das Mädchel anzurühren, nach dem mein Wunsch stand: ich fürchtete mich vor ihr, vor der Frau, die ich umgebracht hatte. Nein, wer konnte das behaupten? Sie war von selbst gestorben, weil sie krank war; aber ich fürchte mich noch vor ihr; ich vermutete sie und immer sie hinter all dem Jämmerlichen, das mir zugestoßen war.

So ging's nicht weiter!

Ich ging hinunter in die große, niedrige Stube, wo der Verwalter und die Gutsbeamten zu Abend aßen, und fragte die Erstaunten, barsch und grob, warum sie mich nie zu sich eingeladen hätten?

Der alte Verwalter wurde feuerrot. „Ich hab' mich's ja nur nicht getraut, Herr Doktor“, sagte er schüchtern. „Wenn Sie uns aber die Ehre erzeigen wollen . . .“

„Freilich will ich,“ sagte ich. „Soll ich mich denn in Eurem alten Schloßgerümpel zu Tode langweilen und . . .“ Ich verschluckte den Rest. „Habt ihr Nichts zu trinken?“

Von da an begann ich mit den Leuten zu trinken. Es waren ein paar ausgepickte alte Trunken-

holde darunter, wie sie nur dort in der Einsamkeit, wo der Mensch seinen guten und schlechten Neigungen frei folgen kann, wachsen. Aber die schlug ich Alle aus dem Felde. Jeden Mittag fing das Gelage an, und gegen Morgen brachten sie mich zu Bett, — sagten sie. Ich wußte nie etwas davon. Nun war ich die Angst los; brauchte an keine Arbeit zu denken und an kein totes Weib; meine neuen Freunde waren die richtigen Gesellen dazu, wenn man sich tot trinken wollte. Bloß die Vormittage waren schrecklich, zum Erschießen. Aber nach den ersten paar Gläsern war Alles gut.

Aber eines Abends mußten wir wegen irgend einer dringenden Arbeit, bei der alle Beamten zu thun hatten, die Sitzung zeitig aufheben, und ich kam nur halbbetrunken auf mein Zimmer. Eben war das Mädel dort und bettete mir auf.

Ich blieb bei der Thüre stehen und sah ihr zu.

Und nun hatte ich mir Mut angetrunken; ich umfaßte sie von rückwärts und gab ihr einen Kuß. Sie zappelte erst in meinen Armen, wie ein Fisch im Netz; dann, als ich sie nochmals küßte, wurde sie still. Ich setzte mich mit ihr aufs Bett, zog sie auf meinen Schoß und küßte sie, bis sie mich wieder küßte.

Sie war so jung, gesund und stark, wie ein junger Waldbaum, der genug Sonne gehabt hat;

es wehte von ihrem Athem und aus ihrem Haar und ihrer Haut wie ein frischer Erdgeruch und Nadelholzdunst. Auch sträubte sie sich nicht und that nicht verschämt; sie bot sich unbefangen an, wie eine reife Frucht, die gepflückt werden will.

Mit geschlossenen Augen sank sie auf das Bett zurück; halbentblößt; und wartete . . .

Aber ich nahm sie nicht. Wie eine unsichtbare, starke Hand drängte es mich von ihr fort; ich konnte ihr nicht mehr nahen. Und mir war, als dürfe ich nicht. Und wie ich mich auch gegen diese lächerliche Wahnvorstellung sträubte, ich konnte nicht dawider. Ich war 'ernüchtert, mein heißes Begehren war verschwunden, und mir graute vor diesem frischen, gesunden Mädchenleib, der sich darbot.

Ich sprang auf und ging ans Fenster.

Das Mädchen öffnete die Augen, und, mit einem unbestimmten Blicke um sich sehend, wurde sie plötzlich scharlachrot bis zum Nacken hinunter, raffte auffspringend ihre Kleider über der Brust zusammen und lief hinaus.

Als ich allein war, stieß ich einen thierischen, röchelnden Wutschrei aus, über den ich selbst erschraf. Diese verfluchte Tote! Wie sie rachsüchtig war!

Am nächsten Morgen reiste ich in die Stadt zurück.

Ich befand mich seit einigen Tagen sehr unwohl, ganz eigen, mit Schmerzen im ganzen Körper, den Kopf wüßt und gleichsam ausgeleert, schwach im Ganzen und kraftlos. Nichtsdestoweniger fuhr ich mit meiner einmal angenommenen Lebensweise fort und taumelte von einem Rausch in den andern; nur vom Weibe hielt ich mich fern, ich hatte an der Erfahrung mit jenem Bauernmädel genug. So lebte ich mich mit einer rasenden Hartnäckigkeit recht absichtlich in Grund und Boden. Denn mich peitschte, so oft ich daheim bleiben und meiner Müde und Schwäche pflegen wollte, vom Bette, auf dem ich lag, vom Schlafe, den ich suchte, immer wieder die jagende, hastige Angst vor einem Entsetzlichen auf, dessen Athem ich schon verfolgend im Nacken fühlte und vor dem ich mit dem Aufgebote meiner letzten Kräfte floh.

Das Entsetzliche hatte eine wohlbekannte Gestalt angenommen; es trug ein graues Kleid, hatte ein blaßes Gesicht, das von einer Wucht aschblonder Haare erdrückt wurde, und die Augen des toten Weibes. Ich fühlte sie immer hinter mir lauernd, schadenfroh, bereit, mich mit einem tückischen Stoß in den Abgrund hinunterzustoßen, den ich gähmend hart vor mir fühlte. Sie war mir so körperlich gegenwärtig, daß es mir zuweilen geschah, mich plötzlich

umzudrehen, um Die ins Auge zu fassen, die da hinter mir stand. Aber noch hatte ich sie nie gesehen.

Eines Abends kam ich früher als sonst nach Hause. Ich hatte meine Bechgefelln verlassen müssen, weil ich mich so krank und elend fühlte, daß ich mich nicht mehr sitzend am Tisch erhalten konnte. Als ich mich, mühselig und unter Schmerzen, die Treppen bis zu meiner Wohnung hinaufschleppte, kam mir plötzlich der Gedanke, ich weiß nicht, wie: Wenn ich nun ins Zimmer komme und die Tote steht da und wartet auf mich . . .! Mir lief es kalt über den Rücken hinunter; ich mußte mich, stehen bleibend, auf das Treppengeländer stützen, um nicht zu fallen. Dann ermutigte ich mich wieder selbst: weitergehn, sich nicht von solchen krankten Angstgefühlen bange machen lassen! Zu Hause ist Nichts, als ein finsternes Zimmer und ein offenes, wartendes Bett für meine müden Glieder.

Bevor ich den Schlüssel ins Loch steckte, horchte ich erst gespannt an der Thür. Drinnen war Alles still, wie draußen. Nichts rührte sich; nur mein Schatten fuhr, im flackernden, ungewissen Lichte meines Kerzens, wie ich mich bewegte, phantastisch riesengroß mit weiten, hastigen Geberden im Treppenhaus umher.

Ich schloß auf und sperrte die Thür hinter mir wieder zu. Dann drehte ich mich furchtsam um, gegen die Tiefe des Zimmers zu, vorsichtig und langsam, und wollte Licht machen, — da stand sie plötzlich vor mir, wie ich sie seitdem tausendmal gesehen habe: auf einem nach unten in Nichts verrinnenden, blassen, schwanken Nebelstreifen ihr käseweißes, leicht verzerrtes Gesicht, so nahe und deutlich, daß ichs mit Händen hätte greifen können; ganz weiß, nur mit einem schwarzen, dünnen Blutfaden, der langsam über Unterlippe und Kinn hinunterzieht . . . Sie machte eine Bewegung auf mich zu; ich muß aufgeschrien haben, wie ein gepeinigtes, sterbendes Thier, — wenigstens sollen die Nachbarn so einen Schrei gehört haben — und muß ohnmächtig zusammengesunken sein. Davon weiß ich Nichts.

Ich erwachte erst eine Woche später im Spital zum Bewußtsein, und zwar schon im selben Zustande, in dem ich noch jetzt bin.

Und das war doch ihre Rache!

Es hat mich furchtbar gepackt in dieser Nacht; als ob der größte Teil meines Blutes und Lebens aus mir fortgeflossen wäre, so ganz liege ich darnieder. Und es ist keine Ruhe in dieser Müdig-

keit; denn qualvoll und hastig reißt mich eine wirbelnde Unrast fort in ihren Kreisen herum, mit einer erbarmungslosen, wilden Kraft, die nicht in mir sein kann, — denn ich bin schon so schrecklich schwach . . .

Wenn ich sie morden konnte, — warum konnte ich sie nicht ganz morden? Warum konnte ich nicht Alles morden, was an ihr war, Alles, bis auf den letzten Rest ihres Gedächtnisses? Warum bleibt sie so schrecklich lebendig, sie, die so lange schon tot ist? Und jede Nacht ersteht sie wieder lebendiger als je, und ein endloser Gespensterkampf hebt an, zwischen meinem Gespenst und ihrem, wie der allnächtlich erneute Streit der Erschlagenen aus jener uralten großen Völkerschlacht.

Wie habe ich sie gehaßt und mit welcher Lust wollte ich sie morden, in dieser letzten Nacht, als sie wiederkam und nun ihre neuen, gräulichen Dirnenkünste an mir versuchte, die sie in der Hölle gelernt haben muß!

Ja, ja, ja, ich glaube an die Hölle!

. . . Ich wußte schon längst, daß sie im Zimmer war, bevor ich sie sah. Aber ich lag ruhig, schloß die Augen und wollte sie nicht beachten. Es war eine Zeit lang still. Dann — daß ich nicht aufgeschrien habe! — fühlte ich sie auf einmal hart neben mir. Sie hatte sich zu mir ins

Bett gelegt. Ich mußte sie ansehen, ob ich wollte oder nicht. Ihr käsebleiches Gesicht lag dicht neben dem meinen, auf demselben Polster, und ihre ausdruckslosen, starren Augen, obwohl auf mich gerichtet, schienen durch mich hindurch in eine weite, ferne Leere zu starren. Von ihrem Körper war Nichts zu sehen, als ein nebelhafter Schimmer, der sich in die Nacht verlor. So sahen wir einander lange, schweigend an.

Aber nun mußte wohl eine Erinnerung über sie kommen. Ihre Augen belebten sich und haften fest auf mir. Ich verstand den Ausdruck, den sie nun hatten, nur zu wohl. Sie kam, sich die zweite Nacht holen, die ich ihr damals schuldig geblieben war. Ihre Augen verlangten darnach — immer begehrllicher und dringender, und ich konnte nicht wegsehen, trotzdem mich das Grauen fast tötete.

Und nun — verdichtete sich der flimmernde Nebel, aus dem ihre Gestalt bestand, plötzlich; es war, wie eine Entkleidung. Ich verstand wieder, sie entblößte sich mir. Ich sollte sie noch einmal nackt sehen.

Ich sah sie noch einmal nackt . . . Oh! nicht daran denken, nicht daran denken!

Als ich noch immer unbeweglich blieb, fing sie an, ihre neuen Dirnenkünste spielen zu lassen. Ein

Lächeln huschte über ihr Gesicht, ging und kam und blieb endlich auf ihrem Totenantlitz, das buhlerisch lüstern und dabei doch so grausig starr war, — es hob ihr die dünnen, bläulichweißen Lippen, daß die Zähne groß und gelb zum Vorschein kamen. Mit grotesk-begehrlichen Geberden gab sie mir zu erkennen, daß sie Liebe von mir wollte; sie bot sich mir an, warf ihre Knochenarme kosend um meinen Hals und wollte sich fest in mich drücken.

Da lief mein Haß über, den ich, stets wallend und steigend, längst gegen sie empfand: ah! sie zu morden, zu würgen, zu zerreißen, dieses buhlerische Gespenst! Ich warf mich auf sie, drückte ihr mit allen zehn Fingern den Hals zusammen und schüttelte sie in meiner tollen Wut, daß sie hätte in Stücke zerfallen müssen.

Aber sie lag unter meinen mörderischen Händen ganz still, gleichsam hingegeben, und hatte ein wolüstiges Lächeln auf den Lippen und in den Augen, als sei Das eben die rechte Lust und die brünstige Umarmung, die sie mir begehrte. Ich konnte ihr Nichts anhaben; die stärkste Lebende hätte ich zehnmal so getötet; aber diese Tote lebte weiter.

Und mit Einemmale fühlte ich, was mir in der ersten Raserei meines Zähzorns nicht zum Bewußtsein gekommen war: jeden Riß, den meine Hand an ihrem gespenstischen Leibe that, spürte ich

gleich an meinem eigenen, als einen durchbohrenden, zerreißenden Schmerz, der mir lange, freischende Wehschreie erpreßte; jedes Schütteln ging mir marternnd durch mein eigenes Hirn. Und in grausamer, unerbittlicher Tollwut fuhr ich trotzdem fort, meinen ohnmächtigen Zorn an der Toten zu versuchen . . .

Da schwillt und wächst, brausend und heulend, sinnverwirrend, nicht mehr zu ertragen, ein Ozean von Schmerzen um mich an, der mich verschlingt; schwillt und . . .

Heute war ich unten im Garten; es ist der letzte Tag des April, und weil die Sonne hell herabschien und die Luft weich und lau war, ließ mich der Arzt auf meinem Lehnstuhl die Treppen hinuntertragen und unter den großen, alten Nußbaum setzen, dessen Äste durch ihr Gitterwerk jetzt die Sonnenstrahlen noch unbehindert durchschlüpfen lassen.

Es war gewiß zum letzten Mal in meinem Leben, daß ich an die freie Luft gekommen bin; das fühle ich wohl. Eine so weiche, zerfließende Empfindung rinnt mir durch den Körper, als wenn er sich bei lebendigem Leibe in seine Bestandteile auflösen wollte. Das ist das Ende. Es wird nicht schrecklich sein.

Als ich vor einer Woche etwa versuchte, auf diesen Blättern meinen letzten Abschiedskampf festzuhalten, mußte ich mitten im Saße den Stift fallen lassen: die Schmerzen hatten den Punkt erreicht, an dem es ein schweigendes Ertragen für keinen Menschen mehr gibt.

Und nun ließ ich verzweifelt Alles fallen, was ich noch festgehalten hatte; den kleinen Winkel, den ich noch mir selbst frei bewahrt hatte, lieferte ich aus . . . Ich begann zu schreien, zu winseln, zu weinen und zu heulen, wie ein Wahnsinniger. Ich wußte eigentlich nicht recht mehr, was ich that; nachher sagte man mir, es sei wie ein Tobsuchtsanfall gewesen. Sie gaben mir schmerzstillende Mittel und pflegten mich, und meine Mutter wachte Tag und Nacht bei mir, schweigend und ohne Vorwurf; aber ich fürchtete mich vor ihr.

Und richtig, kaum die Schmerzen ein wenig nachgelassen hatten, kamen die anderen Quäler: sie kam, die Tote.

Noch nie hatte sie so viel gewagt vor jenem Tage. Sie war da, ob es hell im Zimmer war oder dunkel, ob Leute bei mir waren oder nicht, ob ich schlief oder wachte: immer war sie da. Sie ängstigte mich mit erfinderischer Grausamkeit, flüsterte mir in die Ohren, neckte mich, höhnte mich, erzählte mir Dinge, die nur sie wußte und die

mich wahnsinnig machen mußten. Küssen wollte sie mich, Liebe verlangte sie von mir . . .

Da hielt ich es nicht länger aus; ich drückte die Augen zu und sprang hinunter — in den letzten Abgrund, der auf mich wartete.

Ich klagte, sagte meiner Mutter Alles und bat sie, mich zu schützen.

Und nun wartete ich auf ihren Zorn. Sie sollte mich schimpfen, — vielleicht auch schlagen, — wenn ich nur nicht so krank wäre!

Es kam ganz Anders. Als ich ihr stoßweise, schluchzend, mit lallender Zunge, ohne Zusammenhang, so daß sie das Meiste erraten mußte, gebeichtet hatte, — da legte sie ihr Gesicht, ihr stolzes, adleräugiges Muttergesicht auf mein Bett und fing bitterlich zu weinen an. Ich weinte auch, und so schluchzten wir wohl eine halbe Stunde miteinander.

Dann nahm sie mich in den Arm. „Mein Kind!“, sagte sie nur. „Mein armes, armes Kind!“

Ich blieb an der Mutterbrust ganz still liegen und atmete kaum. Ein süßer Friede kam in meiner letzten Feigheit.

So war ich zur Mutter zurückgeflüchtet und ließ mich von ihr warten und schützen. Ich hatte keinen Willen mehr. Sanft und still, wie auf weichen Wolfenkissen hinabgetragen, durch laue

und beruhigte Lüfte, bin ich langsam, wohlzig, zufrieden, in den letzten Abgrund hinuntergesunken.

Als ich ganz unten, und als der letzte Rest von dem verloren gegangen war, der einst gewesen, — verschwand auch das tote Weib auf immer. Ganz und gar. Seit einigen Tagen denke ich jetzt zum ersten Male an sie. Ist sie jetzt befriedigt? Hat sie nun Ruhe in ihrem Grabe?

Oder — war sie es gar nicht, die sich rächen wollte? War sie nie da, außerhalb meines Ich? Immer nur — in mir?

Auch mit dem Arzt habe ich mich nun versöhnt; ich that ihm ja Unrecht, denn er ist gut und lieb zu mir. Alle sind mit mir freundlich und gut, nicht nur meine Mutter und der Arzt, die mich hätscheln und pflegen und mir zuliebe thun, was sie wissen, sondern auch ganz fremde Menschen: die Bekannten meiner Mutter, ältere und jüngere Frauen, die nun zu mir hereinkommen, mir allerlei Geschichten erzählen und mir eingekochte Früchte schicken und Gelée und Bisquit. Einmal brachten sie sogar ein vierzehnjähriges junges Mädchen zu mir herein; die stand ängstlich und verlegen in der Thür und sah mich mit ihren großen, wasserblauen Augen erstaunt an: um ihren blühenden Mund ging eine unbestimmte Bewegung; sie wußte vielleicht selbst nicht, ob sie lachen sollte oder wei-

nen . . . Aber als sie mir ihre kühle, kleine Mädchenhand gab, die ich mir leise an meine fieberheiße Stirn drückte, sah ich, daß sie zwei dicke Thränen in den Augen hatte. Und das that mir wohl.

Ohne Empörung und ohne Verachtung erdulde ich jetzt das Mitleid der Menschen.

Eine sehr große Freude hat mir der gute Doktor aber gemacht, als er gestattete, daß sie mich heute Nachmittags in den Garten hinunterbrachten.

Es ist ein kleiner, armer Garten, und der braune, grüngesprenkelte Weinboden hebt sich gleich hinter den Bäumen sachte in den hellblauen, schon im Westen goldig überhauchten Abendhimmel.

Die seidenweiche, laue Aprilluft, durchduftet, wie der Athem eines gesunden und schönen jungen Mädchens, legte sich mir zuerst so eng um die Brust, daß es mir den Athem verschlug und mir die Thränen in die Augen traten. Ich saß unter dem Nußbaum und sah in meinen Schoß und ließ mir das Thränennaß langsam, langsam über die Wangen hinunterrollen; eine Thräne nach der andern; mir war schmerzlich wohl dabei. Dann trocknete mir die Mutter die Thränen ab und ich bat sie mit einem Blick, mich ein wenig allein zu lassen.

Sie ging und ich sah sie zwischen den Sträuchern junge Bäumchen aufbinden.

Was für ein Frieden, was für eine unschuldige Ruhe schwillt in diesem Frühlingsabend, der, unwissend der Müdigkeit, der Sünde und des Todes, unbewegt und ohne Erschütterung, vom Tag in die Nacht hinüberträumt!

Über mir spannte der Nußbaum sein weites Netzwerk von glatten, glänzenden Ästen und Zweigen und rotgrünem, kindlich kargem Laubwerk, ganz jung und zart, das sich durchscheinend gegen den zartblauen Abendhimmel wie grün und roter Goldschmelz abzeichnete.

Gleich daneben stand ein knorriger Apfelbaum, und aus seinen kahlen, krummen Ästen flötete nachtigallensüß das Liebeslied seines rosigen Blüten schmuckes.

Und rings um mich her war der sachte ansteigende Rasenplatz mit einer dicken Blüschdecke von saftgrünen, jungen Gräsern bekleidet, zwischen die sich zu Tausenden die weißen, rötlich überhauchten Blütenblätter und die gelben Blumenböden der Gänseblümchen, die kanariengelben Löwenzahnköpfe, blauer Ehrenpreis, rote Taubnesseln, wie in einem eifervollen Wettstreit um das schnellste Emporgelangen, drängten.

Was war das für eine zarte, festgegründete Wesenheit? Ich bekam einen wahrhaften Heißhunger darnach, sie an mich zu ziehen, in mich zu

trinken . . . Was für ein stätiges, sorgloses, sicheres Werden ringsum, ohne Hast, ohne Kampf und Not, in aller Unschuld der Vollendung entgegen, die kommen muß!

Ich fühlte dieses Werden mit allen meinen Sinnen; ja, ich hörte das Gras wachsen! Und dabei empfand ich fortwährend, unablässig mich selbst in diesem jungen Werden drinnen als seinen finsternen Gegensatz, als das, was zerfällt und versinkt. Ein schwacher Schimmer von Neid und Haß gegen dieses ruhige Glück zuckte in mir auf, wie eine letzte, schwache Lebensregung.

Dabei fiel mir sonderbarerweise ein Wort ein, das ich neulich im Halbtraume aufgefangen hatte, als der Arzt beim Fortgehen hinter der angelehnten Thüre mit der Mutter sprach. Er sagte: „Liebe Frau, er hat ja gelitten wie ein Held; ein Held war er . . .“

Nein, lieber Doktor, nein, ich war kein Held. Mein Körper war keiner und meine Seele — die schon gar nicht. Aber ein Schlachtfeld war meine arme Seele, auf dem sie sich bitterernst und tierischwild geschlagen haben. Davon ist sie so zerstampft und zerplügt, von schweren Füßen, Pferdehufen und Wagenrädern zerrissen. Und vom Blut, das floß, und vom Schmutz, der entstand, sind ihr die reinen Quellen und Wässer,

die in ihr sprangen und flossen, verschlämmt und getrübt und fließen nun nicht mehr. Vom Staub, der sich erhob, ist ihr die Luft verdüstert, und sie wurde blind davor, wie sie taub geworden ist vom Schlachtenlärm. Denn eine große, große Schlacht ist in meiner Seele geschlagen worden, — nein, sie ist noch nicht zu Ende; — aber meine Seele sah einen Tag, einen einzigen, kurzen, von der großen Schlacht, die tausend Tage währt . . .

Ich mußte lächeln.

Dann sah ich wieder über mich in das weite Netzwerk von glatten, glänzenden Zweigen mit rotgrünem, kindlich fargem Laubwerk, ganz jung und zart, das sich durchscheinend vom zartblauen Abendhimmel wie grün und roter Goldschmelz abzeichnete; und horchte mit den Augen auf das nachtigallensüß geflötete Liebeslied der rosigen Apfelblüten.

Aber zuletzt haftete mein Blick auf der dicken Blüschdecke, mit der die fastgrünen, jungen Gräser den Rasenplatz um mich überzogen, und auf dem eifervollen Wettstreit der bunten Blumen darin, die einander drängten, um zuerst emporzukommen, morgen früh die Ersten an der Sonne zu sein; empor zur Vollendung, deren sie so unschuldig sicher waren.

Lange, lange starrte ich ergriffen in das Ge-

müß dieß sieghaften, ruhigen Werdens hinab. Ich hatte keinen Meiß und keinen Haß gegen den vorwärtstreibenden Frühling mehr in mir; der war sanft und still hinweggeschmolzen. Noch einmal fühlte ich mich, der Zerfallende und Versinkende, als den schrillen Mißklang zu diesem jungen Reimen und Wachsen, mit allen meinen Sinnen; aber übermächtig schwoh dann in mir die Empfindung, nicht zu zerfallen, nein, mich leise, leise aufzulösen in die Elemente meines Seins, zu verschwimmen, zu versinken, zu verwehen in das, was um mich wuchs und wuchs, unaufhaltsam ohne Hast, ohne Kampf und ohne Not.

In unschuldigem Frieden, unwissend der Müdigkeit, der Sünde und des Todes, unbewegt und ohne Erschütterung, träumt der Frühlingsabend vom Tage in die Nacht hinüber.

Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin.

Pierre d'Aubecq.

Die Barrisons. Ein Kunsttraum.

Zum Kapitel Zeitfätre.

Aus dem Manuskript übersezt und eingeleitet

von

Anton Lindner.

Mit einem vierfarbigen Umschlagbild und ca.
50 Illustrationen von

Th. Th. Heine, H. Rauchinger, M. R. Dumas,
Jules Chéret, Fidus, Felix Ballotton
und E. R. Weiß.

2. Auflage. Broschiert Mk. 3.—

Aus den Urteilen:

Bester Mond: Es ist ein phantastisches Gedicht in Prosa, ein Stück Zeitfätre, in einer Sprache, die den Stempel hohen poetischen Ausdruckes trägt . . . Ausgestattet ist das Buch mit einer Pracht und einem Geschmac — mit glänzenden Illustrationen, Bignetten und Bierleisten — die ihresgleichen suchen.

Berner Bund (J. B. Widmann): Nun hat ein Franzose, Pierre d'Aubecq, diese Erscheinung der Barrisons zum Ausgangspunkt eines seltsamen Büchleins gemacht, in dem er unsere Zeit satirisch beleuchtet und zugleich seine ästhetischen Ansichten zum besten giebt. Im vorigen Jahrhundert mußte einem Lessing zu letzterem Zweck ein antikes Werk der Plastik, die Laokoongruppe, dienen; heute sind es lebendige Tänzerinnen. Die alten Griechen selbst, wenn sie noch existierten, würden dies für einen Fortschritt halten. Auch mir bestätigt es die längst bei mir feststehende Ansicht, daß trotz der Goethe'schen Iphigenie und trotz allem wissenschaftlich tieferem Verständnisse Deutschlands für den alt-hellenischen Geist die Franzosen doch viel eher als die Deutschen auf eine Art künstlerischer Verwandtschaft mit der Antike Anspruch erheben dürfen: Das teilweise sehr tolle Büchlein d'Aubecq's ist bei aller darin zu Tage tretenden Dekadenz doch erfreulich durch diese echt antik bedingungslose Hingabe an Schönheitschwelgerei.

Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin.

Prof. Dr. Richard Muther: Wahrhaftig, das liest sich wie ein Kunstwerk und ist auch eins! Ich wüßte nicht, wo über das Weib in der modernen Kunst, über all die ungreifbaren, unsagbaren Nuancen, für die man so schwer nach Worten sucht, mit solch unglaublicher Geschmeidigkeit der Sprache geschrieben wäre.

Knut Hamsun: Ein sehr feines und eigenartiges Buch.

Peter Hansen: Ein geistreiches Buch.

Berliner Börsen-Courier: Seltsam ist das Buch, von geheimnisvoller Tiefe, von erlesener Sprachschönheit; seltsam der Verfasser, seine Weltanschauung, sein Stil. Gaukelnd und farbenschildernd wie überseeische Schmetterlinge, wiegen sich eigenartige Gedanken über schwerduftenden Blüten, über einem berausenden, sinnverwirrenden Wortgewoge, das seine betäubenden Düste wie einen Zauberschleier um des Lesers Hirn schlingt. Sonnenglanz webt und flirrt über dem Duftmeer, nicht die Blechsonne des Werteltags — heilige Sonntagssonne, jener weihewolle Strahlenglanz, der nur auf Augenblicke sich auserwählten Menschenaugen zeigt, die Sonntagsruhe einer Persönlichkeit, eines Künstlers, eines Gottmenschen.

Hermann Bahr: Ich habe das Werk mit sehr großer Freude, mit wachsendem Interesse gelesen und freue mich, daß wir wieder eine neue Hoffnung gewonnen haben. Alles Satirische darin ist vortrefflich und mit Anmut. Ich denke mir, daß das Buch das Publikum amüsieren und auch den Litteraten sehr gefallen mußte.

Monatsschrift für neue Litteratur und Kunst (Dr. Paul Bornstein): Es ist ein tolles Buch, das uns der Autor bescheert hat, ein Buch voll jauchzenden Rausches und trunkenen Tiefsinns. Ein Buch voll pridelnder Grazie und bizarren Raffinements, ein Buch faszinierender Kontrastwirkungen, ein Capriccio souveräner Satire. Die Gedanken sausen vorüber, gleich wildgewordenen Edelrossen, aber auf dem mittelfsten steht, die Leine fest in der Hand, in den Augen ein blitzendes Lachen, mit klingender Schellenklappe der göttliche Humor und schwingt, weit ausholend, die Peitsche. — Das Buch, das der Autor geschrieben hat, ist ein ehrliches und bedeutendes Buch, durch das ein großer Zug geht. Man darf ihm nicht gedanklich, sondern nur empfindend gegenüber treten; dann wird man sich der hinreißenden Wucht seiner Phantazie nicht entziehen können.

In unserm Verlag erschienen sämtliche

Werke Detlevs von Liliencron:

Romane und Novellen:

Der Wägen. Erzählungen. 2 Teile in einem Bände. 2. Auflage	brosch.	M.	3.50.
	geb.	"	4.50.
Eine Sommerschlacht. Novellen	brosch.	"	3.50.
	geb.	"	4.50.
Breite Hummelsbüttel. Roman	brosch.	"	3.—.
	geb.	"	4.—.
Unter flatternden Fahnen. Militärische und andere Erzählungen	brosch.	"	3.—.
	geb.	"	4.—.
Krieg und Frieden. Novellen	brosch.	"	2.—.
	geb.	"	3.—.
Kriegsnovellen. Neue Ausgabe. Drittes Tausend	brosch.	"	2.—.
	geb.	"	3.—.

Gedichte:

Adjutantenritte. 2. Auflage. Mit dem Bildnis des Dichters, radiert von Prof. Krauskopf	brosch.	M.	2.—.
	geb.	"	3.—.
Kampf und Spiele Zweites Tausend.	brosch.	"	2.—.
	geb.	"	3.—.
Kämpfe und Ziele. Zweites Tausend.	brosch.	"	2.—.
	geb.	"	3.—.
Neue Gedichte	brosch.	"	3.—.
	geb.	"	4.—.
Der Haldegänger	brosch.	"	1.50.
	geb.	"	2.50.
Ausgewählte Gedichte. Zweites Tausend	brosch.	"	4.—.
	geb.	"	5.—.
Vogelfred. Runterbundes Epos in zwölf Canten. Mit Umschlagbild von Richard Scholz. 2. Auflage	brosch.	"	3.—.
	geb.	"	4.—.

Dramen:

Arbeit adelt. Genrebild in 2 Akten	brosch.	M.	1.—.
Knut der Herr. Drama in 5 Akten	brosch.	"	1.—.
Die Herowinger. Trauerspiel in 5 Akten	brosch.	"	1.—.
Die Ranzow und die Vogwisch. Schauspiel in 5 Akten	brosch.	"	1.—.
Der Trifels und Palermo. Trauerspiel in 4 Akten	brosch.	"	1.—.

Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin SW. 46.

In unserm Verlage erschienen
folgende Werke

von

Otto Julius Bierbaum:

- Studentenbrichten. Dritte Auflage. Mit Umschlagzeichnung von Franz Stud M. 1.—
gebunden M. 2.—
— Zweite Reihe. Dritte Auflage. Mit Umschlagzeichnung von Franz Stud M. 1.—
gebunden M. 2.—
Lobetanz. Ein Singspiel in drei Aufzügen mit Titelvignette von Th. Th. Heine. in Seide gebunden M. 3.—
25 Jahre Münchener Hoftheatergeschichte. Eine kritische Würdigung der Theaterleitung Karl von Verfalls. Mit 70 Porträts der hervorragendsten Mitglieder des Münchener Hoftheaters. M. 3.—
Die Schlangendame. Humoreske. Mit 38 Zeichnungen von Felix Ballotton. M. 2.—
in Pergament geb. M. 3.—
Der Vunte Vogel. Ein Kalenderbuch auf 1897. Mit zahlreichen Illustrationen von Felix Ballotton und E. R. Weih. M. 6.—
Stilbe. Roman aus der Froschperspektive. Mit dem Porträt des Dichters von Felix Ballotton. Zweite Auflage. broschiert M. 4.—
gebunden M. 5.50

Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum:

Der Moderne Mufenalmanach. Band I.

Ein Sammelbuch deutscher Kunst. Mit Originalbeiträgen der hervorragendsten Vertreter des modernen deutschen Schrifttums und 23 Illustrationen erster Künstler. M. 5.—
In Einbanddecke nach Originalzeichnung von Franz Stud M. 6.—

Der Moderne Mufenalmanach. Band II.

Ein Jahrbuch deutscher Kunst. Mit Originalbeiträgen der hervorragendsten Vertreter des modernen deutschen Schrifttums, 16 Illustrationen erster Künstler und 12 Porträts. M. 5.—
In Einbanddecke nach Originalzeichnung von Franz Stud. M. 6.—



Druck von H. Nies u. Sohn, Naumburg a. S.

78024



